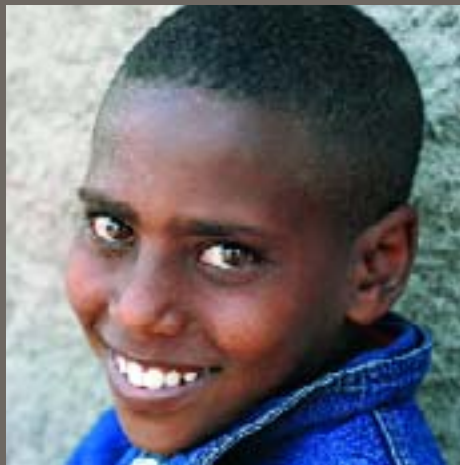


Un seul monde Un solo mondo Eine Welt

NR. 2
JUNI 2007
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT

www.deza.admin.ch



**Kultur und Entwicklung – ohne die Eine
läuft bei der Anderen gar nichts**

Burundi – trotz Frieden knapp am Abgrund

**Wenn Entwicklungs- und Schwellenländer in anderen Ländern
Entwicklungshilfe leisten**

DOSSIER



KULTUR UND ENTWICKLUNG

Die Kunst, das Andere zu verstehen

Die Berücksichtigung, Vielfalt und Ausdrucksformen der Kulturen sind Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung

6

«Wiederaufbau ohne Rücksicht auf die Kultur ist ein Akt der Gewalt»

Die Anthropologin Jennifer Duyne Barenstein im Interview

12

Und plötzlich kommt die Wahrheit ans Licht

Im Lehr- und Lerntheater äussern Jugendliche ihre Meinung zu heiklen Themen

14

FORUM



Neue Geber – neue Entwicklungsperspektiven?

Aufstrebende Entwicklungs- und Schwellenländer wie Indien, China oder Südafrika leisten in anderen Staaten Entwicklungshilfe

26

Die Kunst zu gebären, ohne angeschnauzt zu werden

Die vietnamesische Schriftstellerin Phan Thi Vang Anh über die unterschiedlichen Zustände in den Spitälern ihrer Heimat

29

HORIZONTE



Nicht einmal der Himmel zeigt Erbarmen

Burundi befindet sich in einer gefährlichen Abwärtsspirale

16

Noch ist Burundi nicht verloren

Marguerite «Maggy» Barankitse über das Weggehen, beziehungsweise Bleiben in ihrem Heimatland

20

DEZA

Wie mit einem Eisberg...

DEZA-Direktor Walter Fust über den Umgang mit Kultur

21

Gemeinsam und trotzdem eigenständig gegen die Armut

Mit der «Erklärung von Paris» verpflichten sich über 140 Länder und Organisationen, gemeinsam auf eine Optimierung der Entwicklungszusammenarbeit hinarbeiten

22

KULTUR



Das andere Afrika entsteht in den Quartieren

Aminata Dramane Traoré, ehemalige Kultur- und Tourismusministerin von Mali, über die Emanzipation ihres Kontinents von der dominierenden Ordnung des Nordens

30

Editorial	3
Periskop	4
Einblick DEZA	25
Was eigentlich sind ... Schutzzölle?	25
Service	33
Impressum	35

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.



Kultur – unerschöpfliche Quelle des Austauschs

Nein, Kultur ist weder Luxus noch Privileg der prosperierenden Länder und der Vermögenden. Sie ist ein Reichtum und gehört zum Erbe der Menschheit genau so wie das Recht und der freie Zugang zu Wissen oder die Redefreiheit. Aminata Traoré, ehemalige malische Kulturministerin und Gründerin des Afrikanischen Sozialforums, verteidigt die kulturelle Vielfalt ohne Umschweife und stellt das überaus praktische, aber vereinfachende «Denken von der Stange» als verlockendes Produkt der Political Correctness an den Pranger: «Das eindimensionale Denken, das die vorherrschende Wirtschaftsordnung prägt, ist von Entzivilisierung und Entmenslichung begleitet.»

Nein, Kultur ist kein Luxus, sie ist eine Notwendigkeit. Sie fördert den Austausch und das gegenseitige Verständnis unter den Völkern. Sie verbindet Zivilisationen über Raum- und Zeitgrenzen hinweg. Sie ist ein Abbild für den Reichtum der Frauen und Männer, die allesamt die gepfefferte Würze der menschlichen Natur ausmachen. Sie gibt Orientierung. Sie wurzelt in unserer kollektiven Erinnerung. Sie ist ein Lebenstrunk, der unsere Gegenwart nährt und unseren Weg in die Zukunft skizziert.

Weil Kultur lebensnotwendig ist, kann und will die DEZA sie nicht ignorieren. Und weil der kulturelle Dialog Veränderung und Fortschritt fördert, muss die DEZA mitreden und ihn unterstützen. Kultur ist omnipräsent. Auch in den Entwicklungsländern und unter den Ärmsten. Sie überwächst und durchdringt alles. Ohne grossen Aufhebens – ob als Malerei, Musik, Theater, Bildhauerei oder Videokunst – verbreitet sie

sich durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch wie die Wurzeln eines Weltbaums. Die Welt, ein globales Dorf? Wachsen und prosperieren kann es dank der Kultur! Einen besonderen Stellenwert hat Kultur vor allem für die Jugendlichen. Neben Arbeit und Studium nimmt sie zusammen mit Sport einen grossen Teil ihrer Zeit in Anspruch. Kino, Konzerte, Festivals, Internetplattformen: Kultur lässt einen den anderen entdecken und der Schätze und Vielfalt gewahr werden, die unsere Welt ausmachen.

Kultur steht – wie schon im Vorjahr – im Zentrum der Bemühungen der DEZA, und zwar im Hinblick auf die Rolle der Jugendlichen beim Gestalten der Welt von morgen. Das Thema «Jugend und Entwicklung» bildet den roten Faden ihrer Aktivitäten, quasi in Abwandlung des Ausspruchs von Louis Aragon «Die Frau ist die Zukunft des Menschen»: Die Jugend verkörpert die Zukunft der Menschheit.

Weil jede und jeder sie zum Ausdruck bringen, verbreiten und nützen kann, ist Kultur eine weltumfassende Sprache. Wie Wasser die Quelle des Lebens, ist sie die Quelle des Austauschs. Kultur ist ein friedensförderndes Mittel zum Kampf gegen Gewalt, Verständnislosigkeit und Intoleranz – und gehört in die Hände der Jugend dieser Welt. Universell steht sie unentbehrlich im Brennpunkt allen Austauschs.

Jean-Philippe Jutzi

Stellvertretender Leiter Medien und Kommunikation DEZA

(Aus dem Französischen)



Michael Fogden / Keystone

Wunderbaum

(jls) *Moringa oleifera*, der Meerrettichbaum, stammt ursprünglich aus Indien, gedeiht aber überall in den Tropen. Er wächst rasch, lässt sich leicht vermehren und ist ausserordentlich nützlich: Die Samen besitzen Heilkräfte, werden zur Reinigung von Trinkwasser benützt und liefern ein Speiseöl von hoher Qualität. Die Blätter werden frisch oder getrocknet konsumiert und haben einen höheren Vitamin-, Mineralstoff- und Eiweissgehalt als die meisten Gemüse. In Afrika wird der «Wunderbaum», der in fast allen Ländern mit Nahrungsknappheit wächst, immer öfter als Nahrungslieferant propagiert. Guineische Frauengruppen, die Moringapulver produzieren und verkaufen wollen, bekommen Unterstützung. In Benin erhalten unterernährte Kinder eine Therapie auf Moringabasis. In Niger beabsichtigt ein Lebensmittelhersteller, Kindermehl mit Moringa anzureichern. Und dank finanzieller Hilfe von aussen können 230 Haushalte in der Republik Kongo Blätter anbauen und trocknen, die dann zu Pulver verarbeitet und verkauft werden.

Entwicklungsländer als Globalisierungsmotor

(bf) Die Weltbank sagt der Weltwirtschaft eine neue

Globalisierungswelle voraus.

Bis 2030 soll sich gemäss einer Studie die weltweite Wirtschaftsleistung mehr als verdoppeln. Als Globalisierungsmotor haben die Experten eine neu entstehende Mittelschicht in Wachstumsmärkten wie China und Indien ausgemacht, deren Einkommen sich zwischen 4000 und 17 000 US-Dollar jährlich bewegen soll. «Das Wachstum wird mehr als je zuvor von der starken Performance der Entwicklungsländer getragen werden», betont Studienautor Richard Newfarmer. In den kommenden Jahren wird mit einem Wachstum in den Entwicklungsmärkten von über sechs Prozent gerechnet, mehr als doppelt so viel wie in den Industrienationen. Bis 2030 könnten dem Bericht zufolge 1,2 Milliarden Menschen der finanzkräftigen Mittelschicht angehören – über dreimal so

viele wie heute. Die Weltbank erwartet, dass der neue Mittelstand in den jeweiligen Ländern auch zu einer politischen Kraft heranwächst. Gewarnt wird allerdings auch vor der zunehmenden Kluft zwischen Arm und Reich in den Wachstumsmärkten.

Telefonieren mit Palm- und Kürbisöl

(bf) Viele ländliche Regionen in Entwicklungsländern sind nicht an das öffentliche Stromnetz angeschlossen, weshalb dorthin auch keine Telefonkabel verlegt werden. Handys sind dort die einzige Möglichkeit, nach aussen zu kommunizieren. Die entsprechenden Stromgeneratoren für den Mobilfunk werden in diesen Regionen üblicherweise durch Diesel betrieben. Nun sollen in einem Pilotprojekt in schwer zugänglichen Regionen Nigerias mit nachwachsenden Biotreibstoffen betriebene Generatoren Strom für die Basisstationen liefern. Dafür verwendet werden vorab Palm- und Kürbisöl. Mit dem Vorhaben, das durch einen der weltweit grössten Mobilfunkanbieter unterstützt wird, soll auch die Produktivität der Bauern gehoben werden, denn die Stationen in Nigeria werden mit lokal angebauten Ölpflanzen befeuert. Das Interesse am Projekt stösst weltweit auf Interesse: Auch in Uganda, Ruanda und Kenia soll



Grabka / laif



Zeichnung von Martial Leber

Austausch

das System eingesetzt werden und Indien sowie Bangladesch bekunden grosses Interesse.

Solidarität unter Arbeitslosen

(jls) Junge diplomierte Schul- oder Uni-Abgänger in Nigeria vergrössern zuerst einmal ein Heer von Arbeitslosen. Da sie kaum Chancen auf eine feste Anstellung haben, weichen sie auf den informellen Sektor aus: Viele Jugendliche mit oder ohne Schulabschluss gehören zu einem «Fada». In den 1990er Jahren betrachtete man diese Clubs mit 12 bis 30 Mitgliedern als Schlupfwinkel für tagelang Tee schlürfende Nichtsnutze. Nach und nach entwickelten sie sich jedoch zu regelrechten Arbeitsbörsen, wo man sich initiativ und ideenreich umeinander kümmert, um der Arbeitslosigkeit zu entkommen. Die Fada-Mitglieder legen Geld zu einem bescheidenen Start-

kapital für ein Mikrounternehmen zusammen. Jeder zahlt pro Monat eine kleine Summe ein, beispielsweise den Gegenwert eines Schweizer Franks. Nach einem halben Jahr erhält jeweils einer von ihnen das Gesparte. Moussa Hassane, Besitzer eines Marketing-Diploms, konnte so mit 50 000 Francs CFA (123 Schweizer Franken) sein Geschäft eröffnen: Er läuft durch die Strassen von Niamey

und bietet den Automobilisten Prepaid-Karten fürs Mobiltelefon an.

Überforderte Städte

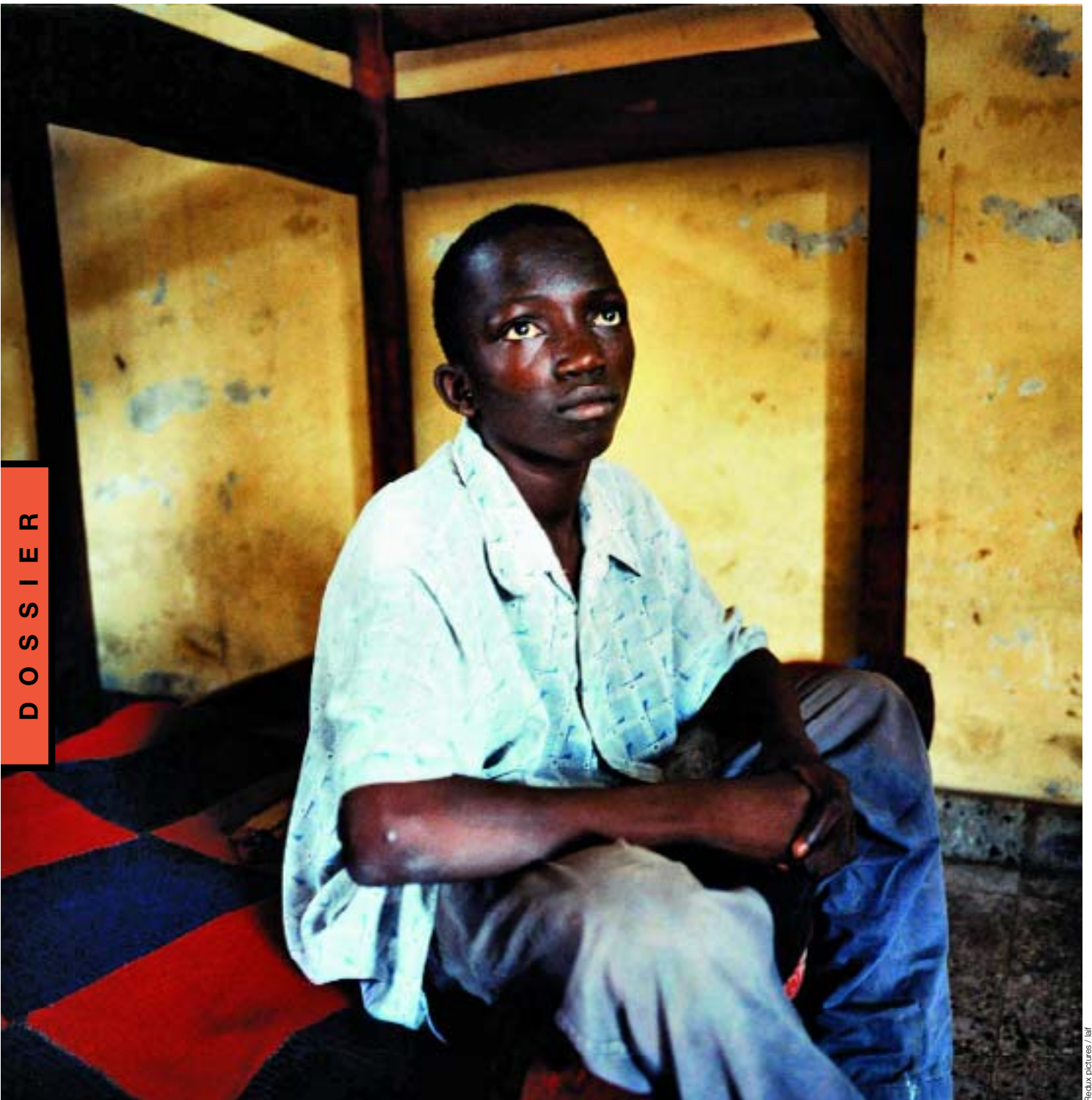
(bf) Nächstes Jahr wird erstmals mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten leben – rund 3,2 Milliarden Menschen. Insbesondere die Städte der Entwicklungsländer wachsen in einem nie da gewesenen Ausmass und mit ihnen die

Probleme. Bereits leben in den grossen Städten Afrikas bis zu 80 Prozent der Bewohner in menschenunwürdigen Verhältnissen. Einige der Folgen: Slums, massive Gesundheits- und Umweltprobleme, überforderte Verwaltungen und gesprengte Budgets der Städte. Die Professorin Beate Lonert, Leiterin der Geographischen Entwicklungsforschung an der Universität Bayreuth, untersucht Fragen der zunehmenden Unregierbarkeit der Grossstädte in Afrika, Asien und Lateinamerika. Eines der Ergebnisse ihres Forschungsteams weist darauf hin, dass die vermeintliche Unregierbarkeit durch eine innere Organisation innerhalb der Hüttenviertel kontrastiert wird. So übernehmen etwa die Bewohner einer informellen Siedlung in Addis Abeba Aufgaben des Staates und helfen sich so selber.



Grabka / leif

Die Kunst, das Andere



DOSSIER

Redux pictures / laif

Lange Zeit galt Kultur in der Entwicklungszusammenarbeit als Luxus. Ein folgenschwerer Irrtum, der manche Entwicklungsbestrebung zunichte machte. Denn soviel ist klar: Die Berücksichtigung anderer Kulturen und die Förderung kultureller Vielfalt und kultureller Ausdrucksformen sind unabdingbare Voraussetzungen für eine nachhaltige Entwicklung. Von Maria Roselli.

zu verstehen



Westrich / laif

Was hat Kultur mit Entwicklungszusammenarbeit zu tun? Ein Sprichwort aus dem südlich der Sahara gelegenen Afrika besagt: Wenn ein Baum stirbt, sterben auch die Äste. Konkret: Das Überleben der Äste, Blätter und Früchte hängt von der Kommunikation zwischen Stamm, Wurzeln und Nährstoffen aus der Erde ab. Kultur ist der Nährboden für eine reiche, pluralistische Gesellschaft und die

Basis für ihr Wertesystem, ihre Tradition, ihr Verhalten.

Kulturelle Werte, Einstellungen und Grundorientierungen tragen zur sozialen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung eines jeden Landes bei. Kultur wird deshalb in der Entwicklungszusammenarbeit zunehmend als ein Querschnittsthema verstanden, welches immer größeren Einfluss auf das

DEZA-Kulturprozent

Während in der Ostzusammenarbeit der DEZA Kultur von Beginn weg als entscheidender Faktor gewertet und somit als eigenständiger Sektor geführt wurde, fand in der Zusammenarbeit mit dem Süden dieser Aspekt lange Zeit nur punktuelle Unterstützung von Seiten der Kooperationsbüros.

Meistens geschah dies in Form von Unterstützung lokaler Events. Dies vor allem, weil im Süden stets dringendere Aktionsfelder im Vordergrund standen. Die DEZA hat deshalb 2003 beschlossen, in allen Schwerpunktländern die lokale Kultur mit mindestens einem Prozent des bilateralen Budgets zu fördern.



Hilger / laif

3

Kultur und wirtschaftliche Entwicklung

«Zu meiner Studentenzeit war die Auffassung, dass die wirtschaftliche Entwicklung in Indien durch den Hinduismus, und in Ostasien und China durch den Konfuzianismus gehemmt werde. Man betrachtete Kultur als Religion, und Religion als negative Barriere für die wirtschaftliche Entwicklung. Damals fasste die Fragestellung auf Max Webers These der Wahlverwandtschaft zwischen Kapitalismus und Protestantismus. Man ging davon aus, diese Religionen zeigten eine ausserweltliche Tendenz, statt einer innerweltlichen Orientierung, und daraus schloss man, sie seien der wirtschaftlichen Entwicklung nicht förderlich. Seit es in Indien und China 10 Prozent Wirtschaftswachstum gibt und die Wirtschaft boomt, werden nun plötzlich die einstigen Negativfaktoren als positiv bewertet.»

Shalini Randeria,
Ethnologie-Professorin

gesamte Wirken im entwicklungspolitischen Umfeld nimmt.

Kultur ist in der Entwicklungszusammenarbeit in zweifachem Sinne zu verstehen. In einem engeren Begriffsverständnis sind damit vorwiegend künstlerische Aktivitäten gemeint. Dieser Kulturbegriff umfasst in der Praxis eine grosse Bandbreite von Aktivitäten wie Theater, Musik, Tanz, Fotografie, Fernsehen und Video in einer ebensolchen Vielzahl von Aktionsfeldern wie Gesundheit, Menschenrechte, Gender, Umwelt, Gute Regierungsführung und vielen mehr.

Kultur als Voraussetzung für nachhaltige Entwicklung

Verwendet man hingegen einen weitergehenden Kulturbegriff, ist damit in der Entwicklungszusammenarbeit die Beachtung anderer Kulturen gemeint. Denn der kulturelle Hintergrund einer Bevölkerung hat einen grossen Einfluss auf den Erfolg eines Entwicklungsprojektes und letztlich auf die Erreichung eines Entwicklungsziels.

So besteht seit einigen Jahren die Einsicht, dass die Berücksichtigung von kultureller Identität und kultureller Vielfalt eine eigentliche Voraussetzung für interkulturellen Dialog und nachhaltige Entwicklung ist.

In der Schweiz sorgt der zunehmende Handel mit



Jörgen Schytte / Still Pictures

4

jungen Frauen aus dem ehemaligen Ostblock für Schlagzeilen. In den betroffenen Ländern selbst ist Frauenhandel hingegen ein Tabuthema. So sind sich viele Opfer nicht bewusst, dass sie unter falschen Versprechungen geködert werden. Der Bereich Humanitäre Hilfe der DEZA hat deshalb gemeinsam mit lokalen NGOs zu einem bewährten Mittel der Sensibilisierung gegriffen: dem Theater.

Die moldawische Schauspieltruppe Coliseum tourte im Jahre 2001 erstmals mit ihrem Stück «Die siebte Kneipe» durch das ganze Land. Das Stück basiert auf wahren Lebensgeschichten von verschleppten Frauen.

Im Sommer 2003 wurde dieses Stück in mehreren Städten in der Ukraine und in Belarus aufgeführt. Dabei wurden die Spieldaten ganz bewusst während der Universitätsferien angesetzt: Es ging darum, die wichtigste Zielgruppe, nämlich junge Frauen, während der Hauptrekrutierungszeit anzusprechen. Mittlerweile führte die Gruppe das Stück schon über 200 Mal auf, unter anderem in acht Städten Russlands. Denn in diesem Land ist das Thema gleich dreifach aktuell: Russland ist zugleich Ziel-, Transit- und Herkunftsland von Opfern von Menschenhandel.

Kultur im Sinne von Kunst war schon immer ein wichtiges Instrument zur Sensibilisierung und



Neumann / lat

5



Jürgen Schytte / Still Pictures

6

Meinungsbildung. «Gesellschaften diskutieren meist nicht in einem abstrakten Rahmen über Werte wie Menschenrechte, Gleichstellung von Frau und Mann oder Demokratie. Dafür braucht es einen Aufhänger, einen Kristallisationspunkt. Kunst und Kultur können einen solchen Aufhänger bieten. In Deutschland wäre beispielsweise die Geschichte des Dritten Reiches sicherlich nicht im selben Masse aufgearbeitet worden, wenn es darüber nicht unzählige Bücher, Bilder, Theaterstücke und Filme gegeben hätte», erklärt Toni Linder, Berater für Kultur und Entwicklung in der DEZA.

Kultur schafft Identität und Existenzen

In den einstigen Ostblockländern hat der Zusammenbruch des Kommunismus weite Teile der Bevölkerungen verunsichert. Traditionelle Wertsysteme wurden in Frage gestellt. Das Ende der zentral gesteuerten Staatskultur hat die Situation von Kulturschaffenden radikal verändert.

In Albanien etwa stellte sich unter anderem die Frage, wie man die Bewohner dazu bringen könne, mehr Verantwortung für die Entwicklung ihrer Städte zu übernehmen. In der Folge sind im Rahmen eines Kulturprojekts in den Städten Shkodra und Pogradec Kulturschaffende, Jugendliche, Architekten, Leute aus der Gemeinde und andere Akteure der Zivilgesellschaft in ein Diskussions-

forum eingebunden worden, mit dem Ziel, Impulse für eine kreative Stadtentwicklung zu geben. In Rumänien wiederum hatte während des alten Regimes jedes Dorf ein Kulturhaus. Nach dem Wandel fiel es diesen Zentren schwer, sich neu zu positionieren. Die meisten standen leer und es fehlten die Mittel, sie neu zu beleben.

«Mit dem Projekt Phönix 05 wollten wir die Verantwortlichen gezielt unterstützen, neue Modelle für ihre Kulturhäuser zu entwickeln», erklärt Toni Linder. Dafür wurden spezifische Kurse organisiert, an denen ausgewählte Kulturreferentinnen und -referenten teilnahmen. Die fünf meistversprechenden Projektideen wurden schliesslich ausgezeichnet und finanziell unterstützt. Unter anderem entstanden eine Schule für zeitgenössischen Tanz, ein Tonstudio, Volkstanzkurse für die Gemeinschaften der Roma und der Ungarn, aber auch computerunterstützte Sprachkurse, Literaturabende, Kulturkonferenzen und ein Seniorenclub.

Nicht zu unterschätzen ist bei der Kulturförderung der wirtschaftliche Aspekt. Denn Kultur schafft im wörtlichen Sinne Existenzen. Nicht nur in den USA, dem Mekka der Kulturindustrie, wo allein die Musikindustrie jährlich 40 Milliarden US-Dollar generiert. Die Kulturindustrie ist auch für Entwicklungs- und Schwellenländer von zunehmender Bedeutung: Brasilien ist auf dem 6. Platz

Kultur als Motor

Kultur bewegt. Dies zeigt eine Studie, welche Pro Helvetia und die DEZA in Auftrag gegeben haben. In Transitionsländern spielt Kulturarbeit eine Schlüsselrolle in der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Studie verarbeitet die Erfahrungen aus Projekten der technischen Zusammenarbeit in sieben osteuropäischen Ländern. Das Fazit: Kulturarbeit stärkt die Meinungsvielfalt und fördert die offene Debatte über gesellschaftlich relevante Themen; sie hilft, alternative Strukturen und Netzwerke zu schaffen; sie setzt kreative Energie frei und gibt neue Impulse.

Kurz, sie stärkt die Zivilgesellschaft und indirekt die demokratischen Institutionen. Untersucht wurden elf Kooperationsprojekte, welche das Schweizer Kulturprogramm Südosteuropa und Ukraine (SCP) der Pro Helvetia im Auftrag der DEZA durchführt.



Engelhorn / lat

7



Hilger / lat

8

Mazedonien: Kinder-TV-Serie gegen Vorurteile

Mazedonien ist ein Vielvölkerstaat. Die mazedonisch-, albanisch-, türkischstämmige Bevölkerung sowie die Roma leben jedoch mehr nebeneinander als miteinander. Folge dieser Segregation sind unter anderem Angst und Misstrauen. Die mazedonischen Medien tun wenig, um diese Lage zu ändern. Eine Ausnahme ist die TV-Serie «Nashe Maalo» (Nachbarschaft). Die Serie hat bei den 7- bis 12-jährigen Kindern nachgerade Kultstatus erreicht: 75 Prozent der Kinder schauen «Nashe Maalo». Die zentrale Figur der Serie ist Karmen, das personifizierte Haus, in dem die aus den verschiedenen Ethnien stammenden jugendlichen Protagonisten wohnen. Karmen führt die Zuschauer geschickt in die fremde Welt der anderen Kulturen ein und fördert so, wie eine wissenschaftliche Untersuchung zeigt, bereits nach wenigen gesehenen Episoden den Abbau von negativen Vorurteilen unter den Kindern.

Theater als Präventionsmittel

Seit mehreren Jahren hat sich der Kulturansatz in einem weiteren Sinne insbesondere im Gesundheitssektor bewährt. Selbst traditionelle Medizin und Heiler werden heute in einem neuen Licht gesehen. Denn die Kultur eines Volkes dient als Lupe, welche ein besseres Verständnis des individuellen und kollektiven Gesundheitsverhaltens reflektiert, und ist deshalb besonders geeignet, Präventionskampagnen innerhalb eines spezifischen kulturellen Kontextes zu formulieren. In den Präventionskampagnen gegen Aids in Afrika wird unter anderem zunehmend mit dem Instrument des «Theaters für Entwicklung» (TFE) gearbeitet: Eigens ausgebildete Schauspieltruppen thematisieren in ihren Stücken das Problem der tödlichen Seuche. Dabei wird das Publikum durch die Schauspielerinnen und Schauspieler motiviert, sich aktiv mit dem Thema auseinander zu setzen. So entsteht eine Diskussion, in welche die verschiedenen Aspekte der Krankheit und der Prävention einfließen.

Mangelnde Akzeptanz

Heute ist unumstritten, dass die Beachtung der lokalen Kulturen ein entscheidender Faktor für das Erreichen von Entwicklungszielen ist. Das war nicht immer so. Mitte der 1980er Jahre hat bei-

spielsweise die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) erstmals ihre Querschnitts-Projektevaluation veröffentlicht. «Das Resultat war ernüchternd», erinnert sich der deutsche Entwicklungsexperte Michael Schönhuth, Privatdozent an der Universität Trier, «wir mussten feststellen, dass unsere Entwicklungsprojekte, so lange wir sie finanzierten, sehr gut liefen, doch nach der Übergabe an die lokalen Partner wurden nahezu 40 Prozent der Projekte wieder aufgegeben».

Für die deutsche Entwicklungsagentur habe sich somit die Frage der Akzeptanz und der Nachhaltigkeit der Projekte gestellt. Fazit der Evaluation: Die Projekte seien nicht genügend auf die eigentlichen Bedürfnisse und Grenzen der lokalen Partner zugeschnitten gewesen. «Wir fanden heraus, dass die negativen Nebenwirkungen der Projekte erst nach unserem Rückzug sichtbar wurden und zum Tragen kamen», erklärt Schönhuth.

Das Problem lässt sich am Beispiel eines deutschen Strassenkinder-Projekts in Gambia anschaulich erläutern: Bettelnde Strassenkinder in den Grossstädten Gambias waren aus Sicht der Menschenrechte bedenklich und schädeten dem aufkommenden Tourismus. Es stellte sich die Frage, wie man die Kinder von der Strasse bringen konnte. Insbesondere wusste man, dass sie die Almosen für die Islamgelehrten sammelten. Es kam die Idee auf, die Gelehrten, die man nur als Kinderausbeuter wahrgenommen hatte, des Landes zu verweisen. Dies war möglich, zumal viele aus Senegal stammten.

Michael Schönhuth: «Erst später merkte man, und dazu braucht es ein grosses kulturelles Verständnis, dass erstens Almosen in islamischen Ländern einen völlig anderen Stellenwert als bei uns haben, und zweitens die Strassenkinder ohne die Islamgelehr-



Sean Sproule / Still Pictures

9



Gonzalez / laif

10

Gesichter repräsentieren nicht nur Ethnien sondern auch verschiedenste Kulturen

- 1 DR Kongo
- 2 Rumänien
- 3 Senegal
- 4 Vietnam
- 5 Indien
- 6 Tschad
- 7 Äthiopien
- 8 Afghanistan
- 9 Angola
- 10 Peru

ten völlig sich selber überlassen waren. Deshalb wurde das Projekt dann von den lokalen Partnern aufgegeben.»

Gefahr der kulturellen Blindheit von Experten

Entwicklungsexperten, die in ein für sie neues Land kommen, haben oft eine jahrzehntelange Erfahrung. «Einige von ihnen haben aber gerade deshalb eine Art kulturelle Blindheit entwickelt, die sie dazu bringt, zu glauben, dass egal ob in Asien oder Afrika, die Strukturen überall dieselben sind. Das heisst, sie gewinnen eine gewisse Professionalität, die für die kulturelle Besonderheit der Situation nicht mehr offen ist», erklärt der deutsche Experte. Das mache die Leute vor Ort zwar schnell handlungsfähig, bringe sie aber an den Punkt, wo sie nicht mehr genügend sensibel seien.

Da viel Geld im Spiel ist, haben auch die lokalen Partner oft kein Interesse, auf kulturelle Schwachstellen eines Projektes hinzuweisen. «Der Druck des Geldes macht diesen interkulturellen Dialog nicht leicht», ist Schönhuth überzeugt. Dazu komme die Befürchtung der Experten, sich in interkulturellen Fragen an ihre Vorgesetzten zu wenden, weil sie als unprofessionell abgestempelt werden könnten. Schönhuth plädiert deshalb dringend dafür, in den Entwicklungsagenturen Anlaufstellen für interkulturelle Fragen zu schaffen.

Schwierige Gratwanderung

Auch für Shalini Randeria, indischstämmige Ethnologie-Professorin in Zürich, kann sich der interkulturelle Diskurs oft als schwieriges Unterfangen gestalten, vor allem dann, wenn die Kultur eines Landes als einheitlich betrachtet werde: «Wenn man ein homogenes Verständnis von der Kultur

eines Landes hat und davon ausgeht, dass ältere Männer und Würdenträger oder Religionsführer für diese Kultur sprechen, dann kann es natürlich sein, dass man Normen und Verhaltensweisen als unangefochten hinnimmt, die eigentlich nicht von allen Akteuren einer Gesellschaft gleichermassen geteilt werden. Oft wird dadurch das historisch Kontingente als das unveränderlich Kulturelle verstanden».

Man müsse deshalb stets hinterfragen, wer die Kultur definiere und wessen Interessen dahinter stünden. Denn seitdem der Kultur mehr Gewicht zugestanden werde, würden Forderungen vermehrt mit dem Hinweis auf Kultur legitimiert. «Ich bin überzeugt, Sensibilität für kulturelle Unterschiede ist grundsätzlich eine gute Sache, doch die Frage ist, wie man damit umgeht», bringt es die Ethnologin auf den Punkt.

In Indien und China betrachten viele Familien Knaben für wichtiger als Mädchen. Dies hat wirtschaftliche sowie soziokulturelle Gründe. Wie soll aber ein solches Verständnis in entwicklungs-politischen Projekten berücksichtigt werden? «Extern finanzierte Interventionen, die zu einem sozialen Wandel beitragen, können lediglich mit lokaler Partizipation und der nötigen Sensibilität geplant und durchgeführt werden», meint die Ethnologin. Das hiesse hier konkret: Auch wenn es in der Gesellschaft nicht üblich ist, Mädchen und Jungs gleichwertig zu behandeln, muss in der Entwicklungszusammenarbeit daran festgehalten werden. Shalini Randeria ist denn auch überzeugt: «Die Beachtung der lokalen kulturellen Unterschiede ist unerlässlich, wenn auch schwierig. Denn sie bedeutet eine Gratwanderung zwischen Kulturimperialismus und Relativismus.» ■

Burkina Faso: «Ich zahle nicht»

Das Théâtre de la Fraternité in Ouagadougou pflegt seit seiner Gründung im Jahre 1975 das Théâtre-débats, ein Forumstheater, das ganz bewusst die soziale Intervention im Sinn hat. Die Truppe sucht die Diskussion mit ihrem Publikum. Sie stellt Probleme zur Debatte und konfrontiert die Zuschauerinnen und Zuschauer mit neuen Ideen und Werten. Das kann nur gelingen, wenn die Theaterleute das Stück dem Zielpublikum anpassen und somit von den Anliegen und Bedürfnissen der Zuschauer ausgehen. Das Stück «Ich zahle nicht!», welches von der DEZA in Auftrag gegeben wurde, thematisiert die mangelnde Einsicht, dass wer soziale Dienste in Anspruch nehmen will, auch Steuern bezahlen muss. Das Stück thematisiert dieses Problem am Beispiel des grossen Marktes von Ouahigouya.

«Wiederaufbau ohne Rücksicht auf die Kultur ist ein Akt der Gewalt»

Nach einer Katastrophe wie dem Tsunami ist die Kultur von entscheidender Bedeutung. Der Wiederaufbau einer Siedlung ohne Rücksicht auf die lokale Kultur birgt das Risiko der gesellschaftlichen Auflösung und wirtschaftlichen Verarmung in sich. Dies bestätigt die Anthropologin Jennifer Duyne Barenstein im Gespräch mit Maria Roselli.



Die Anthropologin **Jennifer Duyne Barenstein** forscht am Istituto per la Sostenibilità Applicata all'Ambiente Costruito (ISAAC) der Scuola Universitaria della Svizzera Italiana (SUPSI) und ist Dozentin am Institut für soziale Anthropologie der Universität Zürich. Sie hat über zehn Jahre für die Entwicklungszusammenarbeit in Bangladesch, Indien und Sri Lanka gearbeitet. Zurzeit leitet sie ein Forschungsprojekt über die Nachhaltigkeit der Wiederaufbaupolitik und -praxis nach Katastrophen in Indien und Nicaragua, das von der DEZA und vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird.

Jennifer Duyne Barenstein (4)



Eine Welt: Warum nimmt die Kultur einen immer wichtigeren Platz in der Entwicklungszusammenarbeit ein?

Jennifer Duyne Barenstein: Die Kultur ist von zentraler Bedeutung für das Überleben einer Bevölkerung. So sollte zu den drei Pfeilern der Nachhaltigkeit, nämlich Umwelt, Gesellschaft und Wirtschaft dieser vierte Pfeiler hinzugefügt werden. In der Zusammenarbeit ist eine wachsende Sensibilität gegenüber den kulturellen Dimensionen der Entwicklung festzustellen. Im humanitären Sektor ist dies leider noch nicht hinreichend der Fall. Dabei ist die Kultur bei einer Katastrophe von noch grösserer Bedeutung, da sie den Betroffenen die Mittel bietet, die Krise zu bewältigen und das Trauma zu verarbeiten. Die kulturelle Kontinuität hängt unter anderem von der Erhaltung des gestalteten Umfelds ab. Dies ist entscheidend, um die Verbindung von Vergangenheit und Zukunft zu gewährleisten. Leider betrachten viele humanitäre

Akteure die Respektierung der lokalen Kultur als einen Luxus.

In welcher Hinsicht?

Man könnte das Phänomen als «Tyrannei der Dringlichkeit» definieren. Im humanitären Sektor herrscht der Glaube, dass man bei einer Katastrophe keine Zeit mit kulturellen Fragen verlieren darf. Das führt auch heute noch dazu, dass Hilfsgüter wie Nahrung, Kleidung, Zelte und Häuser nicht dem kulturellen Kontext entsprechen. Dies ausgerechnet in einem Moment, da die Menschen das Bedürfnis nach Geborgenheit haben. Oft liessen sich diese Fehler auf einfache Weise vermeiden, indem man den Menschen zum Beispiel finanzielle statt materielle Hilfe gewähren würde. Dieser Ansatz ermöglicht nicht nur mehr Selbstbestimmung, sondern wirkt sich auch positiv auf die lokale Wirtschaft aus. Im Gegensatz zu vielen NGOs hat die DEZA dies verstanden und lo-



Einst (oben) und heute (links): Wenn nach einer Katastrophe – wie hier nach der Tsunami-Flutwelle in Indien – Siedlungen nicht nach den kulturellen Bedürfnissen der betroffenen Bevölkerung wiederaufgebaut werden, können irreversible Schäden entstehen

benswerte Schritte in diese Richtung unternommen. Leider agieren heute noch zahlreiche NGOs wie Bauunternehmen und arbeiten mit solchen zusammen. Dies war vor allem auch beim Aufbau nach dem Tsunami der Fall.

Welche Auswirkungen kann dies auf die lokale Kultur haben?

Die räumliche Organisation einer Siedlung und der dazugehörigen Behausungen widerspiegeln stark die sozioökonomische und kulturelle Organisation einer Gruppe. Nimmt ein Projekt darauf keine Rücksicht, können irreversible Schäden entstehen. Bauunternehmen tendieren im Allgemeinen dazu, einheitliche Betonblöcke aufzustellen. Das verunmöglicht es einer Familie, ihr Leben in diesen neuen Siedlungen nach den eigenen sozioökonomischen und kulturellen Bedürfnissen neu zu organisieren. Auch fehlen die gewohnten nachbarschaftlichen Beziehungen, die für das Wohlergehen einer Gruppe eine ausschlaggebende Rolle spielen können. Es besteht also nicht nur die Gefahr eines kulturellen Verlustes, sondern auch der gesellschaftlichen Auflösung und wirtschaftlichen Verarmung. Nach einer Katastrophe ein Dorf ohne Berücksichtigung der örtlichen Kultur wieder aufzubauen, ist ein Akt der Gewalt.

Sie scheinen perplex darüber, wie der Wiederaufbau nach dem Tsunami angegangen wurde...

Es ist bestürzend: Immer wieder werden dieselben Fehler gemacht. Ein paar Jahre vor dem Tsunami ist der indische Staat Gujarat von einem schlimmen Erdbeben erschüttert worden. Über 300 000 Häuser mussten wiederaufgebaut werden. Damals konnten nicht genügend private Geldmittel zusammengetragen werden wie nach dem Tsunami. Über 70 Prozent der Häuser wurden von den Betroffenen selbst wieder aufgebaut, mit finanzieller und technischer Unterstützung der Regierung.

Wir haben eine Studie darüber gemacht, weil der sogenannte «Cash-Ansatz» zum ersten Mal in diesem Umfang zur Anwendung kam. Sie zeigt, dass dieser Ansatz ein grosser Erfolg war: Die Häuser waren schöner und besser als die von den NGOs durch Bauunternehmen erstellten Gebäude, und die Leute waren zufriedener. Auch nach dem Tsunami hätte das Prinzip der Selbstbestimmung respektiert werden können, indem die Menschen finanzielle Hilfe und damit die Möglichkeit erhalten hätten, ihre Häuser selbst wiederaufzubauen. So wären der architektonische Stil bewahrt, lokale Arbeitskräfte angestellt und einheimische, ökologisch verträgliche Materialien verwendet worden. Leider ist, zumindest in Indien, der Wiederaufbau den NGOs anvertraut worden, die den Auftrag an Bauunternehmen vergeben haben. Die Folgen sind sowohl in soziokultureller Hinsicht wie auch für die Umwelt katastrophal.

Wie äussert sich das?

Man hatte beschlossen, für alle neue Häuser zu bauen, ob sie nun ihre Häuser verloren hatten oder nicht. Um dies zu realisieren, braucht es Boden, der entlang der Küste sehr rar ist. In vielen Dörfern wurden sämtliche Häuser niedrigerissen, auch jene, die noch intakt, schön und für die klimatischen Bedingungen des Ortes geeignet waren. Selbst die als Sonnenschutz dienenden Bäume wurden gefällt, weil sie die Bautätigkeit behinderten. Viele Menschen wurden von den inoffiziellen lokalen Behörden gezwungen, ihre eigenen Häuser zu zerstören, um Platz für die neuen zu schaffen. Indem die vor dem Tsunami errichtete Umgebung zerstört wurde, fügte man nicht nur der Umwelt grossen Schaden zu und vergeudete wertvolle Ressourcen, sondern tilgte auch sämtliche Spuren der Geschichte und Kultur der Küstenbewohner. ■

(Aus dem Italienischen)

Tsunami-Ehen

«Ein weiteres Problem, das mit der Verteilung von Gratihäusern an alle verheirateten Paare zusammenhängt, ist die massive Zunahme von sogenannten 'Tsunami-Ehen': 14- bis 15-jährige Jungen und Mädchen heiraten in der Hoffnung, gratis ein Haus zu bekommen! Das Problem liegt darin, dass der Hausbesitz in Indien eng mit dem inoffiziellen sozialen Sicherheitssystem verbunden ist. Die alten Menschen sichern sich die Unterstützung des jüngsten Sohnes, der mit seiner Familie im Elternhaus lebt und als Gegenleistung einmal das Haus erben wird. Doch wer kümmert sich um die alten Menschen, wenn diese Söhne ein Haus bekommen, das mit keiner sozialen Verpflichtung verbunden ist?»
Jennifer Duyne Barenstein

Und plötzlich kommt die Wahrheit ans Licht

Im von ethnischen und religiösen Gegensätzen geprägten Bosnien und Herzegowina sagen Jugendliche ihre Meinung zu heiklen Themen nur ungern. Manchen gelingt es jedoch, wenn sie im Lehr- und Lerntheater auf der Bühne stehen. Die Schweiz unterstützt die Stärkung und den Ausbau eines in dieser Methode spezialisierten Zentrums. Von Jane-Lise Schneeberger.



Eine zweigeteilte Stadt

In Mostar lebten seit dem 16. Jahrhundert drei ethnisch-religiöse Gemeinschaften friedlich zusammen: Bosnier (Moslems), Kroaten (Katholiken) und Serben (Orthodoxe). Dieses Toleranz-Modell zerbrach zwischen 1992 und 1995 im Bürgerkrieg. Zunächst geriet Mostar unter serbischen Beschuss. Dann kam es zu blutigen Kämpfen zwischen kroatischen und bosnischen Nationalisten. Inzwischen sind die serbischen Bewohner weggezogen und die beiden verbliebenen Gemeinschaften leben in streng getrennten Sektoren: im Westen die Kroaten, im Osten die Bosnier. Die Trennung äussert sich darin, dass viele Dienstleistungen doppelt angeboten werden. Mostar hat zwei Universitäten, zwei Kehrichtabfuhrorganisationen, zwei Feuerwehrcorps usw. Die Schulen sind entweder kroatisch oder bosnisch.

Die Ankunft des Igro-Bus ist in Gornja Dreznica ein lang erwartetes Ereignis. Im abgelegenen, ländlichen Dorf haben Jugendliche wenig Gelegenheit, bei kulturellen Aktivitäten mitzumachen. Der Bus parkiert vor dem Schulhaus. An Bord: Vier Schauspieler und Theaterrequisiten. Doch die Truppe kommt nicht für eine der üblichen Darbietungen. Theater ist für sie ein Mittel, Themen wie Gewalt, Drogen oder ethnische Spannungen anzusprechen und einen Dialog in Gang zu setzen. Gefangen in gesellschaftlichen Vorurteilen und ohne Zukunftsperspektive bleiben die Jugendlichen in Bosnien und Herzegowina unter sich. Fragen, die sie beschäftigen, wagen sie nicht öffentlich zu artikulieren. Das Theater unterstützt sie darin, ihre Gefühle zu zeigen.

Sead Djulic, Leiter des Zentrums für Bildungstheater in Bosnien und Herzegowina (CDO), freut sich über das erst kürzlich angeschaffte «mobile multikulturelle Atelier»: «Jetzt kommen wir an die

Jugendlichen heran, aber auch an fragile Bevölkerungsgruppen in Gebieten, wo wir bisher nie hinführen.» Das 1997 in Mostar gegründete CDO hat im vergangenen Jahr die Strukturen konsolidiert und seinen Aktionsradius vergrössert. Unterstützt wird es vom Schweizer Kulturprogramm Südosteuropa und Ukraine (SCP), das von Pro Helvetia im Auftrag der DEZA umgesetzt wird.

Veränderung ist möglich

Die interaktiven Aufführungen des CDO spielen sich normalerweise in zwei Teilen ab. Die Schauspieler interpretieren eine Situation, die eher schlecht ausgeht. Dann beginnen sie von vorne und laden das Publikum ein, auf die Bühne zu kommen, anders zu argumentieren und der Geschichte ein Happy End zu geben.

«Wenn sie sich in eine Rolle versetzen, merken die Jugendlichen, dass Veränderung möglich ist und sie zu Akteuren ihres eigenen Lebens werden kön-

nen», erklärt Christine Masserey von Pro Helvetia. Manchmal ergibt sich der Wandel rasch. So zum Beispiel vor ein paar Monaten in einer Schule in Mostar, wo sich Jugendliche zum Thema Gewalt äusserten.

«Dank den Methoden des Bildungstheaters machten sie öffentlich, dass einer ihrer Lehrer sie malträtirt, bisweilen sogar körperlich. Bis dahin hatte es aus Furcht vor Repressalien niemand ge-



wagt, die Dinge beim Namen zu nennen», erzählt Sead Djulic. Als dies der Schulleiter erfuhr, hat er den fehlbaren Lehrer ohne Umschweife entlassen. «In einem fiktiven Kontext fühlen sich Jugendliche sicher, bringen den Mut zum Reden auf und merken, dass sich die Lösung eigentlich aufdrängt.»

Von Theben nach Mostar

Um Distanz zur Wirklichkeit zu schaffen, erfolgt der thematische Zugang über Literatur, Geschichte oder Mythologie. Sead Djulic hat beispielsweise eine Antigone-Aufführung geleitet. Vor bosnischen und kroatischen Schülern aus Mostar erzählte er zunächst den Mythos: Antigones Brüder töten sich gegenseitig im Kampf um die Stadt Theben; König Kreon bestattet den einen feierlich, dem andern verweigert er jedes Ritual, weil er ihn für einen Verräter hält; Antigone setzt sich darüber hinweg und begräbt ihren Bruder, was sie mit ihrem Leben bezahlt.

Anschliessend bat der Theatermacher das Publikum, Antigones Position einzunehmen und sich andere Schlüsse des Dramas auszudenken. «Ich führte sie so in die jüngste Vergangenheit, die schmerzliche Spuren hinterlassen hat. Dieser Mythos ist die Geschichte unserer Stadt. In Mostar sind Brüder gestorben, die in verschiedenen Armeen kämpften. Wer kann heute sagen, wer Recht hatte, die im Osten oder die im Westen?» Sead Djulic gesteht,



dass er ein wenig Angst hatte: «Ich habe mich gefragt, ob ich das Recht dazu habe, ob das noch Theater ist. Die Rollen... das waren eigentlich ihre Neffen, ihre Eltern. Aber ich wollte die Schüler konfrontieren mit dieser Stadt, die sie mögen, ohne mit ihr zufrieden zu sein; sie sollen am Schluss darauf bestehen, dass eine moderne Antigone leben will.»

Internationale Ambitionen

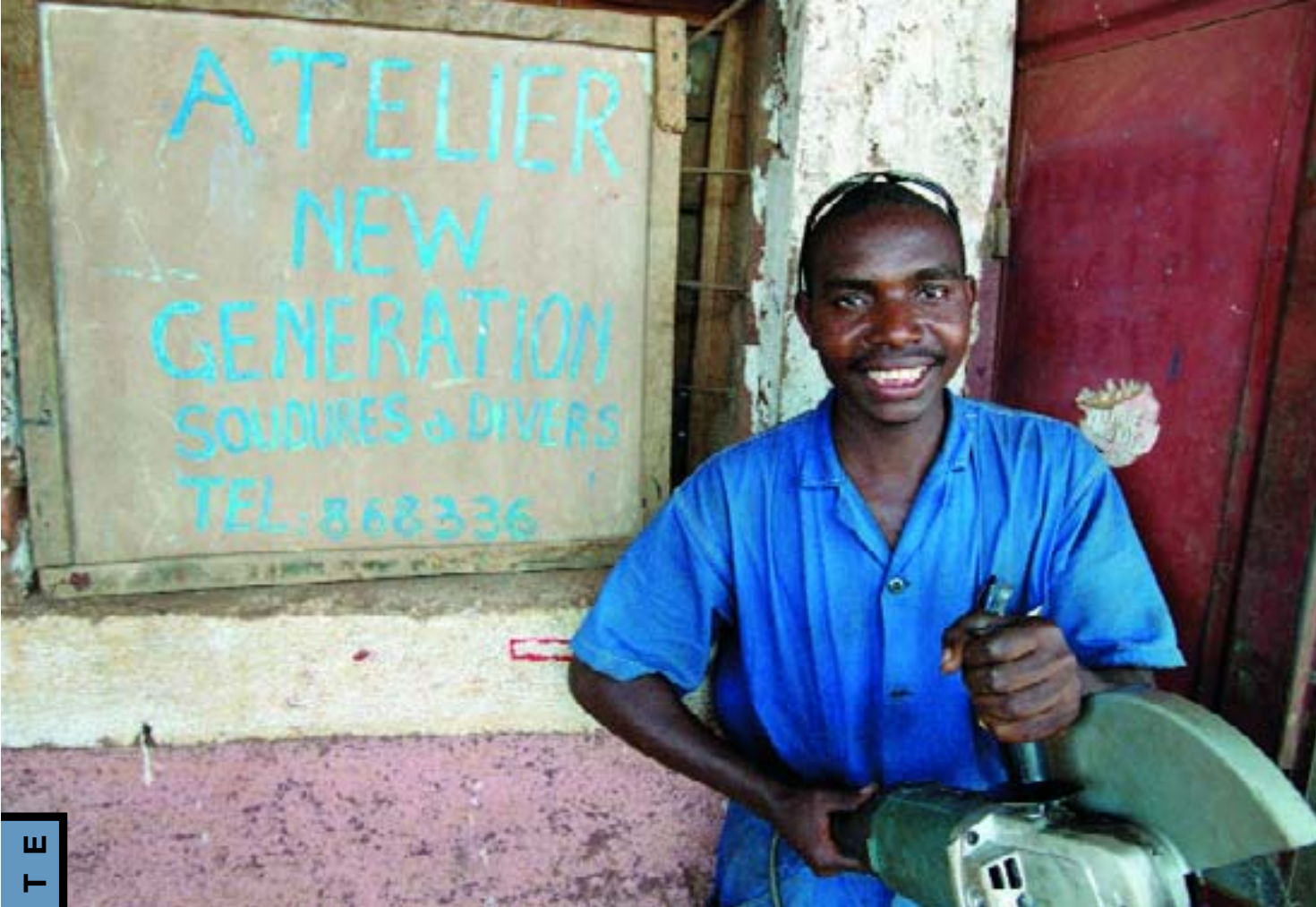
Das CDO organisiert alles mögliche, um das Bildungstheater im ganzen Land zu propagieren: Workshops, Vorträge und Wettbewerbe für Schauspieler, Theaterschriftsteller und Schulen. Ein besonderes Augenmerk richtet es auf die Ausbildung der Lehrkräfte, die es zu verstärkt partizipativen Methoden anhält. Das gegenwärtige Schulsystem fördert Kreativität und Kritikfähigkeit der Schüler kaum. Über die Jahre hat das CDO ein Netz mit internationaler Ausstrahlung geknüpft. Mit der Unterstützung aus der Schweiz werden diese Kontakte intensiviert – das CDO will zu einem Kompetenzzentrum für Lehr- und Lerntheater in Südosteuropa werden.

Um den Weiterbestand des CDO zu sichern, finanziert die Schweiz auch die Ausbildung des Personals, wie Christine Masserey erklärt: «Die Mitarbeiter des CDO haben ein hohes künstlerisches Niveau. Aber sie müssen in Bereichen wie Planung, Marketing, Public Relations und Personalführung weitergebildet werden.» ■

(Aus dem Französischen)

Mit Theater die Welt verändern

Das Bildungstheater setzt Methoden des Theaters als Lehrmittel ein, will aber auch das Verständnis der Jugendlichen für die Natur des Menschen und der Welt fördern, in der sie leben. Es kann effizient zur Heilung von Kriegstraumata beitragen. Bei der Arbeit in Bosnien und Herzegowina greift das CDO auch auf das «Theater der Unterdrückten» zurück, das der Brasilianer Augusto Boal in den 1960er Jahren praktizierte. Indem er die Zuschauer zu Protagonisten des Dramas machte, wollte er den Favelabewohnern eine Stimme geben, bewusstseinsbildend wirken und sie zum Handeln anregen. Für ihn ist Theater ein Mittel, um die gesellschaftliche Realität zu verändern und Konflikt- oder Unterdrückungssituationen zu lösen – es befreit die Menschen. Das «Theater der Unterdrückten» wurde in verschiedenen Varianten durchgespielt: Forumstheater, Aktionstheater, Interventionstheater usw. Eingesetzt wird es auch oft bei nicht alphabetisierten Bevölkerungsschichten in den Ländern des Südens.



Nicht einmal der Himmel zeigt Erbarmen

Bis vor kurzem sah alles noch so verheissungsvoll aus – Burundi hatte endlich Frieden gefunden. Nach Jahren des Bürgerkriegs wählten die Burunder 2005 verblüffend ruhig einen Präsidenten. Doch inzwischen befindet sich das Land wieder in einer gefährlichen Abwärtsspirale, geprägt von Überbevölkerung, Machtpolitik, Flüchtlingsproblematik und Regenfällen. Von Johannes Dieterich*.

Nach den Wahlen von vor zwei Jahren schickten die Burunder ihre Kinder zum ersten Mal in der Geschichte des Landes kostenlos zur Schule und bestellten ihre Felder, ohne befürchten zu müssen, dass aus dem Unterholz kriechende Rebellen ihnen gleich das Leben oder die Kinder rauben würden. Selbst die radikalste der zersplitterten Rebellen-truppen, die Forces nationales de libération (FNL), schloss sich 2006 dem Frieden an. «Wenige Staaten dieser Welt haben unter vielversprechenderen Begleitumständen einen Bürgerkrieg beendet», meint der amerikanische Burundi-Kenner René Lemarchand: «Der Übergangs-

prozess war beispielhaft: Kaum ein afrikanischer Präsident kam mit einem grösseren Vorschuss an gutem Willen und öffentlicher Sympathie an die Macht als Pierre Nkurunziza.»

«Regierung riskiert gewalttätige Unruhen»

Schon eineinhalb Jahre nach der wunderbaren Wende hat der burundische Märchenprinz seinen Kredit jedoch verspielt. Nkurunzizas Geheimdienst wird – unter anderem von der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch – vorgeworfen, zu foltern oder gar zu morden. Ein halbes Jahr lang



Sean Sprague / Still Pictures



Ulstein - Theker / Still Pictures



Meissner / laif



Jörg Böhmig / Still Pictures

sassen der ehemalige Staatspräsident Domitien Ndayizeye und sein Vize Alphonse Marie Kadege unter dem fabrizierten Vorwurf im Kerker, einen Umsturz vorbereitet zu haben – bis ein Gericht dem Spuk schliesslich ein Ende bereite und Anfang dieses Jahres ihre Freilassung anordnete.

Drei Journalisten, die über den Fall berichtet hatten, landeten ebenfalls vorübergehend hinter Gittern. Und der Chef der Antikorruptionsbehörde, Gabriel Rufyiri, büsste unter fadenscheinigen Vorwänden seine Freiheit ein, nachdem er sich öffentlich darüber beklagt hatte, dass sich die Fälle von Korruption und Bereicherung im vergangenen Jahr auf fast 2000 verdoppelt hätten. Und die renommierte Expertengruppe International Crisis Group warnt in ihrem jüngsten Burundi-Report: «Die Regierung setzt die Errungenschaften des Friedensprozesses aufs Spiel und riskiert gewalttätige Unruhen.»

Um dem überzeugten Christen, ehemaligen Sportlehrer und Rebellenführer Nkurunziza nicht Unrecht zu tun: Den zentralafrikanischen Trümmerstaat aus dem Sumpf zu ziehen, ist eine Aufgabe, die selbst Herkules an seine Grenzen führen würde. Burundi hat eine Geschichte hinter sich, die an Blutrünstigkeit höchstens von seinem Nachbarstaat Ruanda überboten wird: Genau wie dieser wird Burundi vom Konflikt zwischen einer Hutu-Mehrheit und der Minderheit der Tutsi aufgerieben. Die Zwietracht hatten die belgischen Kolonialherren wenn nicht hervorgebracht, so doch ge-

schürt, indem sie die Tutsi-Minderheit nach dem «divide et impera»-Prinzip als Elite bevorzugten und in Schlüsselstellungen platzierten.

Weder Bodenschätze noch direkten Meereszugang

Immer wieder begehrten Hutus in blutigen Übergriffen gegen die Dominanz der Minderheit auf, die jedesmal mit noch gewalttätigeren Reaktionen beantwortet wurden. Im Verlauf der 50-jährigen Geschichte Burundis kam es zu fünf solcher Eskalationen, die zunächst als Massaker, nach dem Erstarken der Hutu-Mehrheit in den 1990er Jahren als regelrechter Bürgerkrieg daher kamen.

Auch für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes hatte diese mörderische Dynamik verheerende Folgen. Allein in den letzten Kriegsjahren 1998 bis 2003 halbierte sich das Prokopf-Einkommen von 223 auf 116 US-Dollar: Mit 85 Prozent der ländlichen Bevölkerung, die über weniger als einem Dollar pro Tag verfügen, ist Burundi einer der ärmsten Staaten der Welt. Das am zweitdicht besiedelteste Land Afrikas hat weder nennenswerte Bodenschätze noch direkten Zugang zum Meer und zu internationalen Märkten: Kaffee macht 80 Prozent seiner Exporte aus.

Obwohl die Landwirtschaft Burundis Lebensader ist, hat sich die Tutsi-Elite nie um deren Pflege gekümmert: Erträge, die auf den kaum gedüngten Feldern des Landes eingefahren wurden und Preise für Agrarprodukte hinkten den weltweiten



Jörg Böthling / agenda



Jörg Böthling / agenda



Sean Sprague / Still Pictures



Roemer / laif

Das Ding im Alltag

Igiseke

Der Igiseke ist Burundis vorweggenommene Antwort auf die Tupperware, nur wesentlich vielseitiger als sein weit weniger ästhetisches Nachbild aus Plastik. In den schmucken Körben mit den spitz hochgezogenen Deckeln lassen sich nicht nur ausgezeichnete Lebensmittel (in Burundi vor allem Bohnen) lagern, der Igiseke eignet sich auch hervorragend als Tabakschutulle und sogar als Geschenkverpackung: Ihren Brautpreis pflegen die Burunder in einem der reich verzierten Körbchen zu überreichen, falls es sich – wie inzwischen üblich – um Bargeld statt um eine Kuh handelt. In ihrer Standardausführung sind die Igiseke 30 bis 40 Zentimeter hoch. Wie alles Wesentliche in Afrika werden die aus Intamyi (Papyrus) oder Urwamfu (Hochlandgras) geflochtenen Körbe von Frauen hergestellt. Und zwar in deren freien Zeit nach der Feldarbeit, weswegen ein Igiseke zur Fertigstellung auch gut und gerne einen Monat braucht. Dafür sind die Behältnisse ausserordentlich haltbar: Sie können ihre Besitzer ein halbes Leben lang begleiten.

Durchschnittswerten weit hinterher. Für die Wirtschaftswissenschaftler Floribert Ngaruko und Janvier Nkurunziza ist das Land das «krasse Beispiel einer bürokratischen Raubgesellschaft», in der sich eine kleine städtische Elite auf dem Rücken der ländlichen Bevölkerungsmehrheit bereichert habe.

Erstmals tritt ethnischer Konflikt in den Hintergrund

Pierre Nkurunziza könnte die verhängnisvolle Tradition beenden. Seine Mannschaft ist – mit Ausnahme des 1993 kurz nach seiner Machtübernahme ermordeten Präsidenten Melchior Ndadaye – die erste von Hutus dominierte Regierung. Doch sowohl die mit südafrikanischer Hilfe zustande gekommene neue Verfassung (die sich wie kein anderes Grundgesetz der Welt dem Schutz der Minderheiten widmet), wie Nkurunzizas CNDD/FDD-Partei sollten dafür sorgen, dass die Tutsi-Minderheit nicht wieder aus Angst vor ihrem Untergang das Heil im Umsturz sucht. Mit der ebenfalls von Hutus dominierten Oppositionspartei Frodebu wird die Politik des Landes erstmals nicht mehr allein vom ethnischen Konflikt dominiert – eine nicht zu unterschätzende Errungenschaft. «Unser Problem ist eigentlich kein ethnisches», sagte der Hutu Nkurunziza jüngst zu seinem ruandischen Amtskollegen Paul Kagame, einem Tutsi: «Die Ethnizität wurde von unseren Vorgängern lediglich ausgeschlachtet, um deren Führungsschwäche und Gier zu kaschieren.» Ob sich Nkurunziza von seinen Vorgängern tatsächlich unterscheidet, wird sich erst noch herausstellen müssen. Seine ehemalige Stellvertreterin ist nicht dieser Auffassung: Vizepräsidentin Alice Nzomukunda trat im Herbst 2006 zurück, weil

sie in ihrer Partei zu viele «Probleme mit dem Management von Finanzen, dem Recht, der Gerechtigkeit und der Sicherheit» sah.

500 000 Flüchtlinge warten auf ihre Rückkehr

Experten sind sich einig, dass Burundis Errungen-schaften höchst labil sind. Noch immer sind 50 000 Ex-Rebellen nicht richtig in die Gesellschaft integriert – sie könnten beim kleinsten Anlass wieder zu den Waffen greifen. Die Armee ist weiterhin von Tutsis dominiert, die diese einmal mehr zu einem Umsturz nutzen könnten. Noch immer laufen unzählige Ex-Regierungsmitglieder und Rebellen frei herum, denen Massenmord und andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit vorgeworfen werden: Aus der nach südafrikanischem Vorbild geplanten Wahrheits- und Versöhnungskommission ist bislang nichts geworden. Schliesslich müssen noch mindestens 500 000 Flüchtlinge in das ohnehin schon heillos übersiedelte kleine Land aufgenommen werden. Und nicht einmal der Himmel zeigt Erbarmen: Sintflutartige Regenfälle haben in den vergangenen Monaten die Ernte ruiniert und eine Million Burunder in die Abhängigkeit von Nahrungsmittelhilfe getrieben. Dabei erhält Präsident Nkurunziza wegen seiner politischen Irrwege inzwischen weniger ausländische Hilfe, als noch sein Vorgänger zur Übergangszeit: Eine gefährliche Abwärtsspirale, die der ehemalige Sportlehrer nur selbst beenden kann. ■

**Johannes Dieterich ist Afrika-Korrespondent für mehrere deutschsprachige Zeitungen, u.a. die «Frankfurter Rundschau» und «Der Bund».*

Die Schweiz und Burundi

Von humanitär über friedensfördernd bis demokratisierend

(bf) Die Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit ist seit Mitte der 1960er Jahre mit punktuellen Projekten in Burundi tätig. Als Anfang der 1990er Jahre die Konflikte im Gebiet der Grossen Seen eskalierten, wurde die Zusammenarbeit ausgesetzt. 1994 kehrte die Humanitäre Hilfe der DEZA zurück, um die Opfer des Genozids in Ruanda und der Kriege in Burundi und der Demokratischen Republik Kongo zu unterstützen. Heute widmet sich das regionale Programm der Kriegsofferhilfe, der Rückkehr von Flüchtlingen und Vertriebenen, der Ernährungssicherung und dem Wiederaufbau (siehe auch «Eine Welt» 1/2007). Bleibt die Lage in der Region stabil, kann die Humanitäre Hilfe zugunsten der Entwicklungszusammenarbeit verkleinert werden.

Für Burundi belief sich das Budget vergangenes Jahr total auf 6,6 Millionen Franken, wovon 4,4 Mio. für humanitäre Hilfe, 1,1 Mio. für Entwicklungszusammenarbeit und 1,1 Mio. für **friedensfördernde Massnahmen**. Letztere setzt die PA IV/ Menschliche Sicherheit des EDA um. Sie unterstützt insbesondere die Entwaffnung der Milizen, das Einziehen von leichten Waffen bei Zivilisten so-

wie die Schaffung einer Wahrheits- und Versöhnungskommission.

Die **humanitäre Hilfe** unterstützt vorab Flüchtlinge, intern Vertriebene, vom Konflikt betroffene Kinder, sowie Nahrungssicherheit und landwirtschaftliche Wiederherstellung, Gewaltopfer – insbesondere Frauen und Kinder – sowie die Entminung. Die **Entwicklungszusammenarbeit** konzentriert sich in den nächsten Jahren schwergewichtig auf die drei Bereiche Basisgesundheits, lokale Gouvernanz und Demokratisierung, Unterstützung von regionalen Initiativen. Die erste Etappe lief vergangenen August mit der Unterstützung der medizinischen Grundversorgung in der Provinz Ngozi im Norden des Landes an. Das Programm beinhaltet Aufbau und Basisangebot von 45 Gesundheitszentren und 4 Spitälern. Seit Januar dieses Jahres wird die Regierung bei ihrer Dezentralisierungspolitik mit technischem Rat unterstützt. Gleichzeitig wird im Bereich Medien die Informationsplattform «Syfia Grands Lacs» (www.syfia-grands-lacs.info) unterstützt, um die Bevölkerung mit qualitativ guten und vertrauenswürdigen Informationen zu versorgen.

Aus der Geschichte

17. Jh. Gründung der Reiche Ruanda und Burundi durch Tutsis.

1899 Deutschland schlägt Burundi seiner Kolonie «Deutsch-Ostafrika» zu.

1920 Der Völkerbund erklärt Burundi zum belgischen Mandatsgebiet.

1961 Befreiungsführer Prinz Louis Rwagasore wird von einem Europäer ermordet.

1962 Die Unabhängigkeit bringt König Mwambutsa an die Macht, der 1965 nach einem Putschversuch in die Schweiz flieht.

1966 Der Tutsi-Offizier Michel Micombero etabliert nach längeren Unruhen eine Militärregierung und erklärt Burundi zur Republik.

1972 Einem gescheiterten Aufstand von Hutu-Rebellen folgt eine massive Repressionswelle, der bis zu 300 000 Hutu zum Opfer fallen.

1976 Tutsi-Offizier Jean-Baptiste Bagaza löst Micombero mit einer Palastrevolution ab.

1987 Major Pierre Buyoya, ebenfalls ein Tutsi, putscht Bagaza aus dem Amt.

1992 Buyoya beteiligt erstmals Hutus an der Regierung.

1993 Die ersten demokratischen Wahlen bringen die Hutu-Partei Frodebu und Präsident Melchior

Ndayaye an die Macht. Ndayaye wird jedoch kurz später von Tutsi-Offizieren ermordet. Bei den anschliessenden Unruhen werden tausende von Tutsi und Hutu ermordet.

1993–2003 Bürgerkrieg.

1996 Ex-Präsident Buyoya putscht erneut, seine Militärregierung wird von der internationalen Gemeinschaft jedoch mit Sanktionen belegt.

1999 Nelson Mandela übernimmt den Vorsitz über die burundischen Friedensverhandlungen.

2000 Die beiden grössten Rebellentruppen und die Regierung Buyoyas unterzeichnen im tansanischen Arusha einen Waffenstillstandsvertrag.

2001 Eine Übergangsregierung wird eingesetzt, der zunächst für zwei Jahre Buyoya, dann für zwei Jahre Domitien Ndayizeye – ein Hutu – vorsteht.

2005 Aus einer Reihe von Kommunal-, Parlaments- und Präsidentschaftswahlen geht die Partei «Nationaler Rat für die Verteidigung der Demokratie/Kräfte für die Verteidigung der Demokratie» (CNDD/FDD) als klare Siegerin hervor. CNDD/FDD-Kandidat Pierre Nkurunziza wird Präsident.

2006 Als letzte Rebellentruppe unterzeichnen die «Nationalen Kräfte der Befreiung» (FNL) einen Waffenstillstandsvertrag.

Zahlen und Fakten

Name

Republik Burundi

Hauptstadt

Bujumbura
(ca. eine halbe Million Einwohner)

Bevölkerung

7,8 Millionen
280 Einwohner pro km²

Fläche

27 830 km²

Sprachen

Kirundi und Französisch (Amtssprachen), Kisuaheli, Twa (Sprache der Pygmäen)

Vegetation

Über Burundis atemberaubend schöne Hügellandschaft erstreckte sich einst tropischer Regenwald. Längst sind jedoch selbst die steilsten Hügelhänge abgeholzt und mit Kaffee-, Tee-, Maniok-, Süsskartoffelpflanzen oder Bananenkulturen bepflanzt.

Ethnische Gruppen

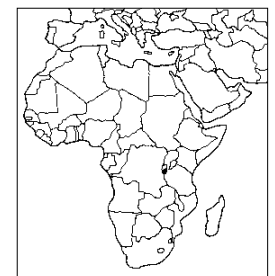
Hutu: 85%
Tutsi: 14%
Twa (Pygmäen): 1%

Religion

Römisch-Katholiken: 62%
Protestanten: 5%
Muslime: 10%
Naturreligionen: 23%

Exportgüter

Kaffee (fast 80% der Exporterlöse), Bananen; Burundi ist ein klassischer Agrarstaat, die Landwirtschaft macht fast 60 Prozent des Bruttosozialproduktes aus.



Noch ist Burundi nicht verloren



Marguerite «Maggy» Barankitse, ist als Tutsi in der Hügellandschaft von Ruyigi in Burundi geboren. Als 1993 der Bürgerkrieg ausbrach, arbeitete sie in der gleichnamigen Stadt als Sekretärin des Bischofs. Tutsi drangen in den Bischofssitz ein, um dort hin geflüchtete Hutu zu töten. Maggy versuchte, sich dazwischenzustellen, aber die Angreifer massakrierten unter ihren Augen 72 Unschuldige. Sie nahm sich 25 überlebender Kinder an und richtete eine erste Aufnahmestation ein, das «Haus Schalom». Viele weitere Waisen, Kriegs- und Aidsopfer gesellten sich später zu dieser ersten Gruppe. Maggy liess für sie im ganzen Land über 200 Häuser bauen. Fast 20 000 Jugendliche aller Ethnien konnten direkt oder indirekt vom «Haus Schalom» profitieren. Das Netzwerk und seine Gründerin erhielten zahlreiche internationale Auszeichnungen.

Auf dem Flug von Paris nach Bujumbura habe ich einen Landsmann kennen gelernt, der als Kinderarzt in Frankreich lebt. Wir sassen nebeneinander im Flugzeug. Er kehrte nach acht Jahren gerade zum ersten Mal in sein Land zurück und erklärte, er sei entschlossen, endgültig in Frankreich zu bleiben. Nach den Gründen gefragt, erzählte er mir seine Geschichte: «Ich bleibe in Europa, um meinen Kindern eine anständige Zukunft zu bieten. Weisst du, liebe Maggy, unsere Heimat ist nicht mehr die, in der wir gross geworden sind. Schau, was aus dem Schulsystem in Burundi geworden ist. Wie soll ein Lehrer für 25 Euro pro Monat motiviert vor seine Klasse treten? Ein Professor an der Uni verdient 80 Euro, und für ein mittleres Haus zahlt man im Monat mindestens 100 Euro. Die Klassengrössen verunmöglichen überall eine anständige Betreuung der Schüler. Die Lehrpläne sind überladen und veraltet.»

Die Uni, sagt er, sei zu einem Ort geworden, an dem man nicht studiere, sondern Forderungen stelle. Aufgrund der ständigen Streiks dauert ein akademisches Jahr fünf Semester. Strukturen für 3000 Studenten nehmen 10 000 auf. Unterhalten wird rein gar nichts, mit entsprechenden Folgen: Die Toiletten laufen über und setzen alles unter Wasser. Die Betten sind kaputt. Die Stromleitungen sind überlastet und es kommt immer wieder zu Unfällen. Weil die Hörsäle zu klein sind, müssen manche Studenten die Vorlesung vom Korridor aus mitverfolgen.

Nach der Landung in der Hauptstadt Bujumbura schauen wir uns gleich mal um: Aus der Grundschule Stella Matutina strömen Kinder auf den

Schulhof. Oft besteht eine Klasse aus bis zu 150 Kindern in zwei Gruppen. Der Zustand des Gymnasiums Clarté Notre Dame, das ich selbst vor dreissig Jahren besucht habe, ist lamentabel und stimmt mich traurig: Viele Klassenzimmer sowie die frühere Küche sind wegen Einsturzgefahr geschlossen. Dabei war dies einmal eine Eliteschule! Auch ein Bild des Jammers: das früher von Jesuiten geführte Collège du Saint-Esprit mit dem trockengelegten Schwimmbad. Es war damals das erste in Burundi; ganze Klassen aus anderen Schulen gingen da zum Schwimmunterricht. Und erst das Roi-Khaled-Krankenhaus: Manche Treppen sind einsturzgefährdet, unbegebar. In vielen Mauern klaffen grosse Risse. Es ist das grösste und wichtigste Spital in Burundi. Aber vor dem schlechten Zustand, dem fehlenden Material, der unzureichenden Ausrüstung und den niedrigen Löhnen sind die meisten Ärzte in den privaten Sektor oder ins Ausland geflohen.

Trotzdem versuche ich meinem eben erst gewonnenen Freund zu erklären, dass Weggehen keine Lösung ist und man besser bleiben und Veränderungen bewirken sollte. Dank unserer Heimat sind wir, was wir sind. Hier können wir helfen. «Schau all die Frauen an, die im Kindbett sterben, weil sie nicht unterstützt werden, all die Menschen, die ihren Lebensunterhalt nur unter grösster Mühsal verdienen», insistiere ich. «Denk an die 17 Prozent Kinder in prekären Verhältnissen, von denen viele ihre Eltern während dem zehnjährigen Bürgerkrieg oder wegen Krankheiten wie Malaria und Aids verloren haben. Burundi bleibt deine Heimat, ein Teil deiner Identität. Du kannst dich nicht bis zur völligen Gleichgültigkeit davon lösen.» Noch ist Burundi nicht verloren. Ganz im Gegenteil, das Land hat Potenzial, und das ist sein Kapital. Menschliche Ressourcen sind genügend vorhanden. Wären sie besser motiviert, könnten sie mit vereinten Kräften den Wiederaufbau des Landes vorantreiben, sich versöhnen und dem Frieden ein starkes Fundament geben.

Als wir uns verabschiedeten, hatten wir einen gemeinsamen Traum: Ein besseres Burundi, ein Land zum Leben. Was der Arzt gesehen hatte, beeindruckte ihn so sehr, dass er spontan beschloss, zurückzukehren. Er hat aus Überzeugung entschieden, zum Wiederaufbau seiner Heimat beizutragen. ■

(Aus dem Französischen)





Tina Steinhilber

Wie mit einem Eisberg...

Die Debatte um globalisierte Märkte geht oft einher mit der Frage, wie es denn um die Kultur stehe. Ob es so etwas wie eine Globalisierung der Kultur gebe. Zweifellos eine schwierige Frage. Unbestritten ist, dass Kultur lokal gelebt wird, dass sie aber von internationalen Trends beeinflusst wird. Mit der Kultur ist es, wie mit einem Eisberg: Was wir oberhalb des Wassers sehen, ist nicht nur sichtbar sondern auch rascher veränderbar als der Hauptteil, der im Wasser verborgen liegt. Sprache, Essgewohnheiten, Bekleidung ändern sich rascher als Verhaltensnormen, Sozialkontrollen und Lebensformen.

Genau das haben wir in unserer Arbeit in verschiedensten Kulturkreisen zu beachten. Viele Projekte in der Entwicklungszusammenarbeit haben mit Veränderungen im lokalen Kulturkontext direkt zu tun oder erzeugen indirekt Veränderungen. Darum spielen die Kenntnis und der offene Zugang zur lokalen Kultur eine bedeutende Rolle. Die Förderung und der Respekt vor der lokalen Kultur sind Teil der Entwicklungsarbeit. Es geht nicht um Kulturaustausch, so wichtig dieser auch ist, sondern um das Fruchtbarmachen der lokalen Kultur zur Entwicklungsförderung im jeweiligen Partnerland.

Selbstmotivation, Selbstwertgefühl und Eigenverantwortung stützen sich auf die lokale Kultur und diese trägt entscheidend zur eigenständigen Identität einer Bevölkerung bei. Kulturelle Identität ist nicht zu verwechseln mit Nationalität und schon gar nicht mit Nationalismus. Geschieht dies, besteht die Gefahr, dass Entwicklungsprozesse gebremst anstatt gefördert werden. Wie diese Vektoren der Veränderung oder des Verharrens auch politisch ge-

nutzt oder missbraucht werden, zeigt sich beispielsweise in verschiedenen Partnerländern der DEZA bei der kulturell begründeten Mädchenbeschneidung. Nicht alle Traditionen und Bräuche sind gut, sie dürfen und sollen durchaus hinterfragt werden. Aber es ist wichtig, dass die Veränderung alten Brauchtums bewusst erfolgt und lokal abgestützt ist. Ansonsten ist die Gefahr gross, dass der Wechsel eines Brauchtums analog des Eisberges nur oberflächlich und nicht auch unter Wasser, also in der alltäglich gelebten Realität vollzogen wird.

Viele Kulturen haben aber auch Grossartiges zu bieten. Der kulturelle Reichtum ist oft grösser als der wirtschaftliche. Diese Vielfalt gilt es zu entdecken. Die meisten Menschen sind stolz auf ihr Kulturgut und sie sind bereit, es mit interessierten «Fremden» zu teilen.

Kultur muss kommuniziert werden können. Kommunikation selbst ist Kultur. Das gilt für uns professionelle Entwicklungsakteure, es gilt für unsere lokalen Ansprechpersonen in den Partnerländern, es gilt aber auch für die Schweizer Bevölkerung. Kultur hat immer damit zu tun, bereit zu sein, das Andersartige zu sehen und sich damit respektvoll auseinanderzusetzen. ■

Walter Fust
Direktor der DEZA

Gemeinsam und trotzdem eigenständig gegen die Armut



Grabka / laif

Die «Erklärung von Paris»

Anlässlich des «High Level Forums zur Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit» vom 28. Februar bis 2. März 2005 in Paris verabschiedeten die anwesenden 90 Staaten und einige multilaterale und zivilgesellschaftliche Organisationen gemeinsam die «Erklärung von Paris». Diese setzt neue Standards für die weltweite Entwicklungspolitik, die auf der Basis von «Eigenverantwortung, Harmonisierung, Partnerausrichtung, Ergebnisorientierung sowie gegenseitiger Rechenschaftspflicht» aufbauen. Damit das Ganze nicht eine blosse Absichtserklärung bleibt, enthält die «Erklärung von Paris» über 50 Partnerschaftsvereinbarungen und zwölf konkrete Indikatoren mit Zielvorgaben, die bis ins Jahr 2010 erreicht werden müssen. Am nächsten High Level Forum 2008 in Ghana sollen eine erste Bilanz gezogen und allfällige Kurskorrekturen vorgenommen werden.

www.aidharmonisation.org

Mit der «Erklärung von Paris» verpflichten sich über 140 Länder und Organisationen, gemeinsam auf eine Optimierung der Entwicklungszusammenarbeit hinzuarbeiten. Man hat sich ehrgeizige Ziele gesteckt, die alle Beteiligten vor grosse Herausforderungen stellen. Von Gabriela Neuhaus.

Bolivien gehört zu den wichtigsten Kastanienproduzenten der Welt. Angebaut, geerntet und verarbeitet werden die Marroni von Landarbeitern, die oft ohne Rechte und unter dem Existenzminimum leben. Zahlreiche Entwicklungsprojekte – initiiert, finanziert und durchgeführt von unterschiedlichsten Entwicklungsorganisationen – kämpften in den letzten Jahren für eine Verbesserung der Lebenssituation dieser Menschen.

Um die Qualität der Entwicklungsprojekte zu erhöhen, nahmen die verschiedenen multi- und bilateralen Geber, gemeinsam mit Vertretern der bolivianischen Regierung, im Jahr 2006 einen Augenschein vor Ort. «Sehr bald wurde uns der Mangel an Abstimmung zwischen unseren Aktivitäten und unserem Vorgehen bewusst. So erhielten zum Beispiel die Opfer der Ausbeutung genauso Hilfe wie die Ausbeuter selber. Oder man unterstützte Projekte zur Rückgabe von Land an die indigenen Dörfer, aber es gab kein Projekt, um die Konflikte zu lösen, die diese Rückgaben nach sich ziehen», schreibt Dominique Favre, stellver-

tretender Koordinator der DEZA in Bolivien, in seinem Erfahrungsbericht. «Jeder Geber war von seinen eigenen Aktivitäten überzeugt, ohne einen Überblick über die ganze Situation in dieser abgelegenen Region zu haben, wo weder der Staat noch ein rechtliches System präsent sind.»

Eigenverantwortung der Partnerländer

Auslöser dieser Expedition in die Kastanienwälder von Riberalta im Norden Boliviens war die «Erklärung von Paris», welche eine Harmonisierung der Entwicklungsbemühungen und damit eine Qualitätsverbesserung der Entwicklungszusammenarbeit zum Ziel hat. Das gemeinsame Erleben vor Ort führte den Verantwortlichen in Bolivien denn auch vor Augen, wie wichtig es ist, Projekte gemeinsam zu entwickeln und besser zu koordinieren sowie die Ausrichtung und die Auswirkungen der Aktivitäten ständig zu überwachen, was nun auch geschehen soll.

Wie in Bolivien, ist auch in zahlreichen weiteren Entwicklungsländern einiges in Bewegung. Aus der



Ob in Kirgistan (ganz links), Vietnam oder Zentralamerika (nächste Seite) – wenn Entwicklungsländer ihre Bedürfnisse selber definieren und die Geber zusammenspannen, fällt die Bilanz für alle grössten- teils positiv aus

Erkenntnis, dass man bei gleich bleibendem Engagement die Millennium-Entwicklungsziele nicht erreichen wird, beschlossen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am «High Level Forum zur Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit» im März 2005 in Paris neue Massnahmen: In 50 Punkten verpflichteten sich Geber und Partnerländer zu Schritten, deren Vollzug nun laufend überprüft wird.

Ein zentraler Punkt dabei ist die «Eigenverantwortung der Partnerländer»: Künftig soll jedes Land seine eigene nationale Entwicklungsstrategie erarbeiten, die für alle Beteiligten verbindlich ist. Das heisst, jegliche Unterstützung von Seiten der Geber muss sich an diesen nationalen Agenden orientieren und im Rahmen des nationalen Entwicklungsplans erfolgen («Alignment»). Gleichzeitig sollten die Vorgehensweisen der verschiedenen Geber harmonisiert werden.

Edita Vokral, stellvertretende Leiterin der bilateralen Entwicklungszusammenarbeit bei der DEZA und Leiterin der DEZA/SECO-Arbeitsgruppe «Harmonisierung», bezeichnet diesen Ansatz als Paradigmenwechsel: «Früher haben die Geber stark bestimmt, was für Hilfe in den Entwicklungsländern geleistet wurde, jetzt sollen die Partnerländer ihre Bedürfnisse selber formulieren und die Umsetzung mit den Gebern aushandeln.» Dieses an sich einleuchtende Konzept entpuppt sich in der Realität als ambitiös und idealistisch. Viele Regierungen von Entwicklungsländern

haben Schwierigkeiten, ihre neue Rolle wahrzunehmen, manche handeln nicht im Interesse der Bevölkerung. Das Gleiche gilt für die Geber, deren Hilfe für die Ärmsten oft durch eigene geopolitische oder wirtschaftliche Interessen motiviert ist.

Qualitätsgewinn hat seinen Preis

Trotz Schwierigkeiten ist der Prozess, den die «Erklärung von Paris» eingeleitet hat, nicht mehr aufzuhalten. Die Vorteile der Harmonisierung liegen auf der Hand: Durch klar definierte Rahmenbedingungen können die Partnerländer die Hilfe auf ihre wichtigsten Bedürfnisse fokussieren; die verbesserte Koordination verhindert Ressourcenverschleiss durch Mehrspurigkeiten, statt sich gegenseitig zu konkurrenzieren, kann jeder Geber sein spezifisches Know-how einbringen, was das Leistungsangebot aufwertet.

Erste Erfahrungen zeigen allerdings, dass dieser Qualitätsgewinn auch seinen Preis hat. «Die Verhandlungen zwischen Partnerländern und Gebern sind aufwändig. Für die Verhandlungen mit den Regierungen und den andern Gebern brauchen wir vor Ort zusätzlich Leute mit spezifischem Fachwissen in jenen Sektoren, in denen wir aktiv sind», sagt Edita Vokral. «Die Verantwortlichen in den Koordinationsbüros müssen schnell intervenieren können, ohne jedesmal Rücksprache mit der Zentrale in Bern nehmen zu müssen.» Somit hat die «Erklärung von Paris» unter anderem auch Auswirkungen auf die Dezentralisierung bei



Hauser / lat

«Wir brauchen nicht noch mehr Analyse. Wir wissen, was getan werden muss. Mit der ‚Erklärung von Paris‘ haben wir den Entwurf fürs Handeln.»
James Wolfensohn, ehem. Weltbankpräsident am High Level Meeting 2005 in Paris

«Es ist sinnlos, dass 35 Geber in einem gleichen Land dasselbe tun. Für jedes Land und für jeden Sektor muss die richtige Anzahl Geber festgelegt werden. Ausgehend von diesem Kriterium und dem Mehrwert, den ein Geber anzubieten hat, werden die Zutrittsickets verteilt.»
Simon Mizrahi, Sachbearbeiter Harmonisierung OECD/DAC

den Geberorganisationen. Gleichzeitig müssen die Rollen von staatlichen Akteuren und der Zivilgesellschaft neu definiert werden. Die DEZA wird ihr Engagement im Politikdialog mit den Regierungen in den Partnerländern und den anderen Gebern verstärken müssen. Die Stärke der lokalen und internationalen NGOs hingegen liegt in der Unterstützung der Zivilgesellschaft. Erst der Aufbau von demokratischen Rechenschaftsmechanismen ermöglicht es der Basis in den Partnerländern, von den Regierungen die Verwendung der Entwicklungsgelder für die Ärmsten einzufordern.

Vorteil der Schweiz: Keine eigenen geopolitischen Interessen

Die Schweiz hat bereits in praktisch allen Partnerländern Erfahrungen mit den in der «Erklärung von Paris» eingegangenen Verpflichtungen gesammelt. Zu einem grossen Teil fielen diese positiv aus. Der Mehraufwand lohnt sich, dies zeigt eine qualitative Erhebung zum Harmonisierungsprozess, den die DEZA in Bangladesch, Vietnam, Kirgistan, Tansania und Nicaragua durchgeführt hat. Zwar präsentiert sich die Situation in den fünf Ländern unterschiedlich. Allen gemeinsam ist aber, dass sich die Zusammenarbeit unter den Gebern verbessert hat.

Die Schweiz, ein kleiner Partner im globalen Vergleich der Akteure in der Entwicklungszusammen-

arbeit, kann dank ihrer Erfahrung, spezifischem Know-how in speziellen Bereichen wie zum Beispiel Dezentralisierung oder Capacity Building, im Rahmen der Harmonisierung in gewissen Ländern eine gewichtigere Rolle spielen; in vielen Partnerländern gilt sie als «ehrliche Maklerin» der Ärmsten, weil sie keine eigenen geopolitischen Interessen verfolgt.

Trotz positiven Trends, gebe es aber auch eine Reihe offener Fragen bezüglich der «Erklärung von Paris», relativiert Edita Vokral. Zum Beispiel sei unklar, wie deren starke Fokussierung auf einzelstaatliches Engagement mit der zunehmenden Globalisierung und den entwicklungspolitischen Trends in Richtung Regionalprogramme zusammengebracht werden kann. Oder wie die direkt Betroffenen besser in den Prozess ein- und die geopolitischen Sonderinteressen unterbunden werden können. Und schliesslich stelle sich, so Edita Vokral, auch die Frage nach den Grenzen der Harmonisierung – denn eine totale Vereinheitlichung aller Entwicklungsbemühungen sei nicht das angestrebte Ziel. ■

Korruptionsbekämpfung

(for) Am 6. Februar dieses Jahres hat die DEZA an einem von der Sektion Gouvernance organisierten Rundtischgespräch ihre Antikorruptionsstrategie vorgestellt. Remo Gautschi, stellvertretender Direktor, ist überzeugt, dass die Schweiz auf dem internationalen Parkett Know-how und Glaubwürdigkeit geltend machen kann. Seit 1998 lässt die DEZA eine verbindliche Antikorruptionsklausel unterzeichnen und trifft Präventionsmassnahmen bei ihrem Personal. 2006 wurde ein Compliance Office eröffnet, das zweckdienliche Informationen zur Aufdeckung interner Korruptionsfälle sammelt. Auch bei der eigentlichen Entwicklungszusammenarbeit ist Korruptionsbekämpfung für die DEZA zentral. Sie ist aktiv bei der Rückführung illegal erworbener Gelder und unterstützt mit ihren Erkenntnissen im Bereich

Gouvernance insbesondere Staaten, die den politischen Willen zu Strukturreformen aufbringen. Ein langer und steiniger Weg, der jedoch entscheidend dazu beiträgt, die Verwaltung öffentlicher Gelder zu sanieren, Justizreformen und interne Kontrollmechanismen einzuleiten und für mehr Transparenz innerhalb der Verwaltung zu sorgen. Die DEZA stärkt die Zivilgesellschaft, indem sie Nichtregierungsorganisationen in ihrer Rolle als Gegengewicht zu den Regierungen unterstützt und indem sie mit ihrem Wissen zur Verhandlungsmacht der NGOs beiträgt. Zusätzliche Informationen: Der vollständige Beitrag «Korruption: Das Übel an der Wurzel packen» ist abrufbar unter www.deza.admin.ch.

Mehrsprachigkeit

(soe) Die Mehrsprachigkeitsbeauftragte der DEZA, Franziska

Sörensen Araujo, zieht eine positive Bilanz für 2006. Die Förderung der Mehrsprachigkeit ist nicht nur ein erklärtes Ziel der Direktion, sondern ein Anliegen, das vom ganzen Haus getragen wird. Die Grundlage dafür bildet das «Vierjahresprogramm 2004–2007 zur Förderung der Mehrsprachigkeit im EDA», welches die DEZA gemeinsam mit den übrigen Direktionen des EDA ausgearbeitet hat. Zu den Schwerpunkten zählen eine angemessene Vertretung aller Sprachgruppen, die Stärkung der institutionellen und individuellen Mehrsprachigkeit sowie der Einbezug der kulturellen Vielfalt in die Organisations- und Führungskultur. Gerade bei der Vertretung der Sprachgruppen liegt die DEZA nahe an den Vorgaben des Bundesrates (BR): Deutsch 72,9% DEZA – 72,5% BR; Französisch 20,9% DEZA – 21% BR; Italienisch 3,4%

DEZA – 4,3% BR; Rätoromanisch 0,2% DEZA – 0,6% BR; Übrige Sprachen 2,6% DEZA – 1,6% BR

Auf Kaderstufe sieht die Vertretung wie folgt aus: Deutsch 69,9%, Französisch 24,9%, Italienisch 2,3%, Rätoromanisch 0%, übrige 2,9%. Auch dieses Jahr ist die Mehrsprachigkeit ein Thema, bei dem die DEZA folgende Akzente setzt: Angemessene Berücksichtigung aller Sprachgruppen bei Stellenbesetzungen und der internen Rotation; Teilnahme aller Sprachgruppen an wichtigen Entscheidungs- und Gestaltungsprozessen; Förderung der Sprachkenntnisse der Mitarbeitenden; Information der schweizerischen Öffentlichkeit auf Deutsch, Französisch und Italienisch (Internet) zusätzlich zu den DEZA-Arbeitssprachen Englisch und Spanisch.

Was eigentlich sind... Schutzzölle?

(bf) Schutzzölle existieren seit Mitte des 19. Jahrhunderts und werden zum Schutz der einheimischen Industrie und der Landwirtschaft auf Importgüter erhoben. Grundsätzlich unterscheidet man den Erziehungszoll, der nur kurzfristig während des Aufbaus einer Industrie erhoben wird und den Zoll zum Schutz eines langfristig nicht konkurrenzfähigen Produktionszweiges. Letztere wird vornehmlich für landwirtschaftliche Güter erhoben. Historisch wichtig waren die Getreidezölle oder Kornzölle, die die Landwirtschaft der Industrieländer gegen die Konkurrenz aus weniger entwickelten Ländern schützen sollten. Schutzzölle sind seit je umstritten – sowohl in Entwicklungs- als auch industrialisierten Ländern. Denn auch die Weltwirtschaftsmächte predigen zwar den Freihandel, protektionieren jedoch gleichzeitig Teile ihrer Industrie bzw. Landwirtschaft durch Schutzzölle. In letzter Zeit setzt sich – auch von der Welthandelsorganisation WTO her – immer mehr ein strategisch pragmatischer Zugang zum Handel durch. Dieser befürwortet, insbesondere auch in Entwicklungsländern, zeitlich begrenzte Schutzzölle bis zum Zeitpunkt der internationalen Konkurrenzfähigkeit. Gleichzeitig sollen diese jedoch auch in grössere Entwicklungen eingebettet sein wie etwa Bodenreform, gute Regierungsführung oder Bildung für alle. Mit der generellen Abnahme der Schutzzölle geht die – momentan viel diskutierte

– Zunahme der «Ausser tariflichen Handelseinschränkungen» (non-tarif barriers) einher. Diese umfassen die landesspezifischen Reglementierungen, Standards, Auflagen etc., welche ein Land für Importgüter aufstellt und so wiederum die im Land selber hergestellten Güter protektionieren.



Martin Rütschi / Keystone

Neue Geber – neue Entwicklungsperspektiven?

Aufstrebende Entwicklungs- und Schwellenländer wie Indien, China oder Südafrika leisten in Nachbarstaaten und auch andernorts Entwicklungshilfe. Die sogenannten «neuen Geber» gewinnen an Gewicht, was die westliche Entwicklungszusammenarbeit vor neue Herausforderungen stellt. Von Gabriela Neuhaus.

Ankerländer und «Emerging Donors»

Unter «Ankerländern» versteht man, laut Definition des Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik (DIE), Länder, denen im jeweiligen regionalen Kontext eine herausragende ökonomische und politische Bedeutung zukommt. Dazu gehören China, Indien, Indonesien, Pakistan, Thailand, Ägypten, Iran, Saudi-Arabien, Nigeria, Südafrika, Argentinien, Brasilien, Mexiko, Russland und die Türkei. Ein grosser Teil der Ankerländer, die bisher Empfänger von Entwicklungsgeldern waren, verzeichnen heute ein überdurchschnittliches Wirtschaftswachstum und werden selber aktiv in der Entwicklungszusammenarbeit – sie treten auf dem globalen Markt auch als Geberländer auf. So z.B. China, Indien, Brasilien oder Russland. In diesem Zusammenhang spricht man von «Emerging Donors» – neuen oder aufstrebenden Gebern.



Jörg Bohling / agenda

Mit grossem Pomp hat die chinesische Regierung letzten November 48 Staatschefs aus Afrika und deren Entourage in Peking empfangen. Das chinesisch-afrikanische Gipfeltreffen war ein medialer Höhepunkt einer Entwicklung, die seit längerem im Gang ist und die vom Westen mit grossem Misstrauen beobachtet wird.

So liest man in westlichen Medien von einer «zweiten Kolonisation Afrikas» oder von der «chinesisch-afrikanischen Anbänderei». Gemeint sind damit vor allem die Investitionen Chinas zur Ausbeutung von Ölvorkommen und weiteren Naturressourcen, die helfen sollen, den wachsenden chinesischen Be-

darf an Rohstoffen zu decken.

Gemeint sind aber auch die zahlreichen grosszügigen Infrastrukturprojekte, Unterstützungsleistungen im Gesundheits- und Bildungswesen, Schuldenerlasse und Kreditvergaben an zahlreiche afrikanische Länder. Unter dem Motto einer «Partnerschaft auf der Basis von politischer Gleichheit und Vertrauen» bieten sich die Chinesen vielen afrikanischen Staaten – zumindest auf den ersten Blick – als die bequemer Partner an, sind doch die Kredite und Entwicklungsgelder aus dem Westen an Konditionen wie zum Beispiel der Bekämpfung von Korruption oder der Einhaltung von

Menschenrechten geknüpft. Befürchtungen, dass die chinesische Afrikapolitik die aktuellen westlichen Entwicklungsbemühungen unterlaufen könnte, sind nicht von der Hand zu weisen.

Geber und Nehmer

Das Engagement Chinas in afrikanischen aber auch in asiatischen Entwicklungsländern ist nicht neu: China baute in den 1970er Jahren zum Beispiel die Eisenbahnverbindung zwischen Tansania und Sambia (Tan-Zam Railway) oder den Karakorum Highway in Pakistan. Heute gewinnt China dank boomender Wirtschaft rasch an Einfluss in allen globalen Belangen, nicht nur in der Entwicklungspolitik. Ähnliche Entwicklungen gibt es auch in andern Ländern wie Brasilien, Indien, Russland oder Südafrika.

Alle diese Länder (inklusive China) sind momen-

mit bilateralen Gebern anbelangt, hat die indische Regierung 2003 verkündet, sie werde künftig nur noch mit den fünf Geberländern Japan, Grossbritannien, Deutschland, USA und Russland sowie mit der EU zusammenarbeiten.

Auch die DEZA, die seit 1961 in Indien engagiert ist, wird sich in den kommenden Jahren Schritt für Schritt aus dem bisherigen Schwerpunktland der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit zurückziehen. Hier stellt sich die Frage nach einer Neudefinition der Beziehungen zu diesen Schwellenländern. Eine Diskussion, die in den letzten Jahren vor allem in Deutschland und auch in der Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD) intensiv geführt worden ist. Eine besondere Rolle kommt dabei dem DAC (Development Assistance Committee) zu, dem Entwicklungskomitee der OECD, dem momentan 23 der insge-

Die Süd-Süd-Zusammenarbeit ist vor allem in Afrika offensichtlich: Mit chinesischen Produkten auf dem Markt, beim chinesisch-afrikanischen Gipfel in Beijing von 2006 (links), wenn Südafrika seinem Nachbarn Mosambik hilft, Landminen zu entschärfen (nächste Seite) oder wenn im Hafen von Cotonou in Benin Zucker aus Brasilien oder Reis aus Bangladesch entladen werden



tan sowohl Empfänger wie auch Geber von bilateralen und multilateralen Entwicklungsgeldern. Doch auch das hat es früher schon gegeben: Indien hat sich bereits in den 1950er Jahren, als es selber total von Entwicklungsgeldern abhängig war, mit eigener Entwicklungshilfe in Nepal engagiert. Heute fließen indische Gelder vor allem in umliegende Länder und nach Afrika. Diese indirekte Weitergabe von Entwicklungshilfe in Form eines Süd-Süd-Austauschs bringt auch Vorteile mit sich: Regionale Zusammenarbeit macht Sinn und ist in der Regel auch kostengünstiger als die Unterstützung aus dem Norden. Was die Zusammenarbeit

samt 30 OECD-Mitglieder angehören, darunter auch die Schweiz.

Werte und Ziele

«Es geht um die Frage, in welche Richtung sich die Globalisierung entwickelt», sagt Anton Stadler, DAC-Delegierter der Schweiz bei der OECD in Paris. «Dabei spielt die OECD bei der Gestaltung und Prägung der künftigen Weltwirtschaft nach wie vor eine zentrale Rolle.»

Unter der Führung ihres neuen Generalsekretärs Angel Gurría habe sie sich, so Stadler, klar zu einer umfassenden Globalisierung bekannt, von der

OECD und BRICS

Die Zentren der Wirtschaft verlagern sich: Die dynamischsten Produktions- und Handelszentren finden sich je länger desto weniger in den klassischen Industriestaaten. Diese Entwicklung spiegelt sich auch in der Organisation für Entwicklung und Zusammenarbeit (OECD), der eigentlichen Dachorganisation der westlichen Industrienationen. Seit Juli 2006 wird die OECD von Angel Gurría, einem Vertreter des Schwellenlandes Mexiko, geleitet. In den nächsten Jahren sollen die sogenannten BRICS-Länder (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika) als neue Mitglieder in die OECD aufgenommen werden. Davon erhofft man sich u.a. eine verbesserte Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet und in der Entwicklungszusammenarbeit.



Jörgen Schytte / Still Pictures (2)



alle 180 Länder der Welt und alle Bevölkerungsschichten profitieren sollen.

Eine wichtige Rolle kommt dabei der öffentlichen Entwicklungszusammenarbeit zu. Die Mitgliedsländer des DAC haben in den letzten zehn Jahren Normen und Instrumente für eine nachhaltige Entwicklungspolitik entwickelt. Im Zentrum stehen die UNO-Millenniumsziele, als oberste Priorität die Beseitigung der extremen Armut. Aber auch die Sorge um die Umwelt oder Gender-Fragen sind wichtige Pfeiler dieser Entwicklungsbemühungen. Mit der «Erklärung von Paris» (siehe Seite 22) verpflichten sich sowohl Geber- wie Nehmerländer auf eine Verbesserung ihres Engagements in Richtung effizienter und qualitativ hoch stehender Entwicklungszusammenarbeit.

Geld und Markt

Was geschieht nun, wenn neue Geber, die nicht an die DAC-Richtlinien gebunden sind, eine zunehmend wichtige Rolle in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit spielen? Richard Manning, Vorsitzender des DAC, warnt vor drei Risiken: Entwicklungsgelder, die sich nicht an DAC-Normen orientieren, könnten zu neuer Verschuldung armer Länder führen, zur Missachtung von Umweltschutz oder guter Regierungsführung sowie zu Fehlinvestitionen in unproduktive Projekte.

Gleichzeitig unterstreicht er aber auch die Chance, welche das Engagement der «aufstrebenden Geber» bietet und ist zuversichtlich, dass sich diese künftig an einer internationalen Harmonisierung der Entwicklungszusammenarbeit beteiligen werden. Ein Schritt in diese Richtung ist die «Erklärung von Paris», die u.a. auch von China oder Indien unterzeichnet worden ist.

Der wirtschaftliche Aufstieg der Schwellenländer

führt dazu, dass Entwicklungsgelder, die bis anhin zum Beispiel nach Indien oder China geflossen sind, nun frei werden für ärmere Länder. Rechnet man die von den DAC-Mitgliedern in Aussicht gestellte Erhöhung ihrer Entwicklungsausgaben sowie die wachsenden Budgets der aufstrebenden Geber dazu, kann man davon ausgehen, dass in den nächsten Jahren mehr Gelder für die Entwicklungszusammenarbeit zur Verfügung stehen werden, als dies bisher je der Fall war.

Ob dieser «Geldsegen» auch tatsächlich die Lebensbedingungen der Ärmsten dauerhaft verbessert, ist eine andere Frage. Angesichts der momentan existierenden politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse – sowohl in Geber- wie Empfängerländern – sind zumindest Zweifel angebracht. Noch gibt es in den Empfängerländern zu viele Eliten und Staatsangestellte, die von Korruption und undemokratischen Machtverhältnissen profitieren; und auch die grossen Geber richten ihre Entwicklungspolitik nach wie vor in erster Linie nach den eigenen wirtschaftlichen und geopolitischen Interessen aus, allen voran die USA und China.

So ist zum Beispiel die versprochene Aufbauhilfe für Angola in der Höhe von 5 Milliarden US-Dollar mit der Auflage verbunden, dass 70 Prozent der Aufträge an chinesische Firmen vergeben werden. Zu Tausenden werden chinesische Arbeiter nach Afrika eingeflogen, und wo Afrikaner für chinesische Firmen arbeiten, werden Klagen über Ausbeutung immer lauter. Das zunehmende Angebot an Entwicklungshilfe und -finanzierung führt nicht automatisch zu einer Win-win-Situation für alle Beteiligten. ■

Die Kunst zu gebären, ohne angeschnauzt zu werden

In zwei Monaten hat N. ihren Geburtstermin. Wie früher schon stellt sich der alleinstehenden Mutter wieder die heikle Frage: Wo gebären? Die Auswahl in ihrer Stadt ist eher bescheiden, vor allem für eine nicht mehr ganz junge Frau. Die Jungen können in irgendeine Entbindungsstation gehen. Die «Alten» dagegen suchen sich besser ein Spital aus. Aber welches?

So tritt der Familienrat zusammen. Er wird von N.s Mutter geleitet und versammelt auch vier Geschwister sowie die beiden Schwägerinnen von N. Nach eingehender Beratung bleiben drei Krankenhäuser zur Auswahl:

-Spital Nr. 1, das beste, ist immer voll besetzt. Manchmal müssen sich drei Patientinnen zwei Betten teilen, der Kopf der einen bei den Füßen der andern. Das überforderte Personal ist oft schlecht gelaunt.

-Spital Nr. 2 ist komfortabler und teurer; die Ärzte sind nett, aber nicht besonders kompetent. Vor einem Jahr sind eine Mutter und ihr Kind dort gestorben; der Prozess läuft.

-Spital Nr. 3 ist ganz in der Nähe. N.s Familie kennt einige der dort arbeitenden Ärzte. Die Zimmer sind geräumig, die Ärzte gelten als gute Geburtshelfer, sind aber für Notfälle mit Neugeborenen nicht gerüstet.

Also fragt man die direkt Betroffene: «Was willst du, Schwesterchen?» N. antwortet: «Ich möchte dorthin, wo es für das Bébé am besten ist, wo ich nicht angeschnauzt werde und ein Einzelzimmer bekomme.» Nicht ganz einfach, ein Spital zu finden, das alle drei Kriterien erfüllt. Aber für eine Familie, die den Krieg überlebt hat, ist in Friedenszeiten nichts un-

möglich. Nach kaum einer halben Minute rufen sie im Chor: «Mach dir keine Sorgen!»

Dank Vermittlung ihrer zweiten Schwägerin bekommt N. einen Termin bei einem sehr guten Arzt in Spital Nr. 1. Mit einem freundlichen Lachen zerstreut der Doktor ihre Bedenken: «Entbinden Sie hier, zögern Sie nicht! Mit Beziehungen bekommen Sie sogar ein Einzelzimmer. Heruntermachen? Aber, aber, Madame, angeschnauzt wird man überall, nur in Spital Nr. 2 nicht. Dafür kostet es zehnmal mehr. Seien Sie beruhigt und bleiben Sie – zum Wohl ihres Bébés – bis zum Termin möglichst entspannt.»

Aber wie bitte soll sich N. entspannen können, wenn sie ständig befürchten muss, angeschnauzt zu werden? Die erste Schwägerin ist der Meinung, die Patienten würden eher von den Krankenschwestern grob behandelt als von den Ärzten. Sie kontaktiert deshalb die Oberschwester des Spitals. Die gibt sich unkompliziert, ist zuvorkommend und verspricht, N. bekomme ein ansprechendes Zimmer, werde nicht vor den Gemeinschaftstoiletten anstehen oder das Bett teilen müssen und dabei die Strümpfe anderer Patientinnen unter der Nase haben. Unter ihrem persönlichen Schutz werde niemand N. herumkommandieren. Leider stellt sich jedoch heraus, dass der kompetente Arzt nicht im Team der Oberschwester arbeitet. Die beiden Schwägerinnen schauen einander ratlos an. «Und wenn wir den Vorgesetzten der beiden fänden?», schlägt der älteste Bruder vor.

Eine Woche später bringt er die freudige Nachricht, er habe der stellvertretenden Direktorin des Spitals, also der Vorgesetzten so-

wohl des Arztes als auch der Oberschwester, eine «Empfehlung» zukommen lassen. Eine Anweisung von ihr genüge, und schon sei alles in Butter. «Hast du sie persönlich gesehen?», erkundigt sich seine Frau. «Nein, das ist unmöglich. Wenn ich da auftauche, werde ich höchstens angeschnauzt. Ein Kollege von mir ist in meinem Namen vorstellig geworden.» Seine Frau jedoch findet, diese Art Empfehlung könne nun wirklich jeder anbringen, man erreiche damit kaum etwas.

Als Mann von Erfahrung zieht sich der grosse Bruder schnell in den oberen Stock zurück, schliesslich will er nicht von seiner Frau angeschnauzt werden und überlässt N., zusammen mit ihren Schwägerinnen, den Unwägbarkeiten der Zukunft. ■

(Aus dem Französischen)



Phan Thi Vang Anh, 1968 in Hanoi geboren, ist ausgebildete Kardiologin und arbeitet heute als Schriftstellerin, als Lektorin eines Buchverlags und als Kolumnenschreiberin für Zeitungen und Zeitschriften. Daneben hat sie auch schon Dokumentarfilme gedreht. Sie lebt abwechselungsweise in Hanoi und Ho-Chi-Minh-Stadt. Ihr Buch «Wenn man jung ist» traf in den 1990er Jahren den Gemütszustand einer ganzen Generation, wurde zu einem Verkaufsschlager und anschliessend auf Französisch («Quand on est jeune», Editions Picquier) und auf Schwedisch übersetzt. Ihr erfolgreichstes Buch der letzten Jahre ist eine Sammlung ihrer Zeitungskolumnen; es ist bisher allerdings nur auf Vietnamesisch erschienen.



Peter Barker / Panos / Strates

Das andere Afrika entsteht in den Quartieren



Um der Armut zu entkommen, mussten die Afrikaner zu ihrer Kreativität zurückfinden und die dominierende Ordnung des Nordens ablehnen, sagt Aminata Traoré. Die Emanzipation des Kontinents erfolge über Bewusstwerdung und Stärkung der Zivilgesellschaft. Ihre Vision eines «anderen Afrikas» setzt die Globalisierungskritikerin aus Mali vor Ort um. Interview: Jane-Lise Schneeberger.

«Eine Welt»: Im Missira-Quartier von Bamako verwirklichten Sie ein beispielhaftes stadtplanerisches Projekt. Die Bewohner pflästerten mit lokalem Material ihre Strassen selbst, deckten die Abwassergräben zu, bauten den Markt wieder auf, errichteten Grünanlagen und Spielplätze. Wie erklären Sie sich den Erfolg dieser Initiative?

Aminata Traoré: Das Projekt

trägt den Namen «Selbst, Nachbarn, Quartier». Es entspricht einem tiefen, kaum je ausgesprochenen Bedürfnis, unsere oft zwischen zwei Kulturen und Welten zersplitterte Identität als Bürger Malis und Afrikas zu rekonstruieren. Wenn wir uns mit uns und den andern versöhnen, können wir uns unserer unmittelbaren Umgebung annähern: des Quartiers. Als ich mein Haus in diesem benachteiligten Quartier baute und die

Strasse auf eigene Kosten instand stellen liess, konnte ich mich verwirklichen und zugleich meinen Nachbarn näher kommen. Sie baten mich dann um Unterstützung bei der Sanierung anderer Strassen. In diesem Anliegen der Bevölkerung liegt die entscheidende Stärke der Initiative; es ist der unentbehrliche Hebel ihrer Mitwirkung. Ihre zweite Stärke liegt in den zeitlich befristeten Arbeitsplätzen, vor allem für

Junge – ein grosser Teil der Investitionen fliesst in die oft verarmten Haushalte des Quartiers zurück. Die jungen Männer legten die Steine, ihre Altersgenossinnen arbeiteten mit Maurerkellen und füllten die Fugen mit Mörtel aus, begossen die Pflanzen und wässerten die Strasse, um die Pflasterung zu verfestigen.

Hat diese innovative Erfahrung eine Veränderung



Enrico Barolucci / Still Pictures (4)

in grösserem Ausmass nach sich gezogen oder gar die staatliche Entwicklungspolitik beeinflusst?

Die Initiative aus Missira hat sich wie ein Ölfleck über andere Quartiere der Stadt ausgebreitet. Beeindruckt von den Auswirkungen, nahmen Männer und Frauen das Heft in die Hand, bildeten Vereine und gliederten sich uns an. Gemeinsam gründeten wir den Verband der malischen Umweltsanierungs- und Umweltschutzvereine. Die Luxemburger Entwicklungszusammenarbeit, unser wichtigster ausländischer Partner, hat Mittel freigegeben, mit denen sich in den kommenden Monaten der Umfang des sanierten Gebiets vervierfachen lässt. Leider

konnte ich bei der öffentlichen Hand kein entsprechendes Interesse ausmachen. Das hat damit zu tun, dass unsere Stadtentwicklungspolitik den Stempel der Weltbank trägt, deren Strukturanpassungsprogramme unseren Städten beträchtlich geschadet haben: Stellenabbau, Rückzug des staatlichen Engagements, Privatisierung öffentlicher Dienste usw.

In Mali gibt es rund 4000 Vereine und Nichtregierungsorganisationen. Kann die Zivilgesellschaft trotz ihrer Verzettlung bei der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten mitreden? Vereine gibt es immer mehr,

entscheidend ist ihre Zahl aber nicht. Das Problem ist, dass sie keine Vision, keine Überzeugung besitzen. Es gibt nur wenige, die Zusammenhänge analysieren und Alternativen vorschlagen können. Eine Zivilgesellschaft, die diesen Namen verdient, muss kritisch eingestellt sein. In Mali wie in anderen afrikanischen Ländern wird sie oft vom Staat, von politischen Parteien oder Geldgebern instrumentalisiert. Genau wie die öffentliche Hand steckt auch die Zivilgesellschaft in der Falle, die sich mit der Notwendigkeit zur Fremdfinanzierung auftut. Aber die Geldgeber haben ihre Entwicklung gefördert – sie wollen sicher sein, die lokalen Behörden zu kontrollie-

ren. Die Malier haben diesen Ansatz begriffen und jede Menge Vereine gegründet. Um die finanziellen Mittel nicht aufs Spiel zu setzen, konzipieren sie allerdings Aktivitäten, die auf die Spender zugeschnitten sind und den Anliegen der Bevölkerung nicht unbedingt entsprechen.

Müssten die Geldgeber bestimmte Strategien verfolgen, um den Bedürfnissen der Bevölkerung gerechter zu werden?

Die von der Bevölkerung selbst oder mit ihr erarbeiteten Initiativen verdienen mehr Unterstützung, als sie erhalten. Ausserdem müssten die Geber objektiv analysieren, wie sich beispielsweise ihre massive



Enrico Barbucci / Still Pictures
Reihe / leif



Aminata Dramane Traoré, 1947 in Bamako geboren, hat in Paris in Sozialpsychologie dokoriert. Sie arbeitete an der Universität von Abidjan in der Forschung und leitete dann ein regionales Projekt zur Frauenförderung in Wasserhaushalt- und Sanierungsfragen im Programm der Vereinten Nationen für Entwicklung (PNUD). Von 1997 bis 2000 war sie Kultur- und Tourismusministerin von Mali. Als Gründungsmitglied des Afrikanischen Sozialforums hat sie auch das Forum für ein anderes Mali initiiert, ein Gefäß zur öffentlichen Debatte über die Globalisierung. In Bamako hat Aminata Traoré einen Kulturkomplex mit Forschungs- und Aktivitätszentrum, Restaurant, Galerie und Herberge gegründet. Sie hat drei Plädoyers für Afrika veröffentlicht: «L'Etat» (1999), «Le viol de l'imaginaire» (2002) und «Lettre au président des Français à propos de la Côte d'Ivoire et de l'Afrique» (2005).

Unterstützung der Dezentralisierung auswirkt. Dieser Prozess nützt allem Anschein zum Trotz vor allem den lokalen Vertretern: Sie sind auf die Mittel aus, die eigentlich für die Bevölkerung bestimmt sind.

«Ein anderes Afrika ist möglich» lautet Ihr Credo und dasjenige des Afrikanischen Sozialforums. Wie sähe dieses Afrika aus?

Dieses andere Afrika ist souverän, von der Last der Auslandsschulden befreit; es beugt sich nicht länger dem Diktat der reichen Nationen und der internationalen Finanzinstitutionen. Alternativen zum unipolaren Modell sind die verbindende Vision seiner Bevölkerung. Dieses Afrika ist das pure Gegenteil des aktuellen: Des geplünderten, überschuldeten, fremdbestimmten und von politischen und institutionellen Akteuren, die ihren Völkern keine Rechenschaft geben, tief gespaltenen Afrikas.

Diesem tristen Bild wären noch Korruption und schlechte Gouvernanz beizufügen. Welchen Teil der Verantwortung tragen sie?

Die Korruption befleckt das

Image unseres Kontinents, aber spezifisch afrikanisch ist sie nicht. Sie ist eine dem globalisierten Kapitalismus innewohnende Komponente, die davon ausgeht, alles sei käuflich. Viel weniger bliebe ungestraft und es gäbe weniger Korruption, wenn die Veränderungen von uns selbst ausgingen und die Kontrolle durch die Bürger zuließen. Dem ist nicht so. Die Finanzierung der neoliberalen, nicht abgestimmten und den Interessen der Afrikaner zuwiderlaufenden Politik durch die internationale Gemeinschaft ist die wichtigste zu bekämpfende Form von Korruption. Die Volksvertreter werden zu Verrat und Korruption geradezu gedrängt: Die Anliegen der Geldgeber werden höher gewichtet als diejenigen der Bevölkerung. Ausserdem hat diese keine Mittel, die Umsetzung anderswo gefällter makroökonomischer Entscheide zu kontrollieren. Afrika leidet überdies unter der Entfremdung seiner Eliten: Sie sind verwundbar und unterdrückt. Deshalb funktioniert das Zusammenspiel von Kultur und Wirtschaft nicht, das uns ermöglicht hätte, die Armut in den Griff zu bekommen.

Welche Rolle spielt die Kultur in der von ihnen angestrebten Emanzipation Afrikas?

Das eindimensionale Denken der vorherrschenden Wirtschaftsordnung ist von Entzivilisierung und Entmenschlichung begleitet. Afrika muss den politischen Willen aufbringen, aus dem eigenen Erbe zu schöpfen, um sich mit sich selbst zu versöhnen. Die Rekonstruktion der eigenen und der gesellschaftlichen Identität – so wie es in Missira geschah – ist ein eminent kultureller Anspruch, der mit Freiheit und politischer Kreativität einhergeht. Jedes Volk müsste die eigene Kultur und Orientierung infrage stellen und frei entscheiden können, was es davon übernehmen, was es anpassen oder verwerfen will. Ich wünsche mir eine Grundsatzdebatte darüber, was uns entfremdet und verarmen lässt. Wir sind an einem Punkt, wo es darum geht, den Menschen und seine Seele vor dem allmächtigen Geld zu retten. ■

(Aus dem Französischen)



Katastrophenszenario

(jls) Katastrophen sind so alt wie die Menschheit. Die heutige Ungewissheit, insbesondere bezüglich der Umwelt, verleiht ihnen eine neue Tragweite. Bis Ende 2007 zeigt das Genfer Ethnografische Museum in einer Ausstellung, dass jede Gesellschaft Zusammenbrüche anders erlebt und sie je nach Weltbild, Zeitbegriff, Glaube und Wissenschaftsmodell auch anders interpretiert. Menschliche Gemeinschaften versuchen, ihrem Schicksal Herr zu werden. Wenn trotz allem das Schlimmste passiert, entwickeln sie kulturelle Antworten, um damit umgehen zu können und den Ereignissen einen Sinn zu geben. Katastrophe bedeutet Chaos, Unordnung und Leiden, gibt aber auch den Anstoss zum Neubeginn. Indem sie die menschlichen Strukturen über den Haufen wirft, fordert sie die Anpassungsfähigkeit der Gesellschaften heraus und löst Veränderungen aus.

Ausstellung «*Sénario catastrophe*», Musée d'ethnographie, Genf, 28. März bis 31. Dezember 2007

Halluzinogene Power

(er) Mit seinen maroc-helvetischen Produktionen ist er längst ein Global-Player im Show-Biz. Nun gründete Pat Jabbar zusammen mit Abdelaziz Lamari und Abdelkader Belkacem (beide Immigranten aus Algerien) das Trio «Maghrebika» und spielte unter seinem eigenen Label das Album «Neftakhir» (Stolz) ein. Mit dabei waren beim Projekt



der in Basel lebenden Musiker u. a. ihre Basler Kollegen von der türkischsprachigen Hip Hop-Gruppe «Makale». Mit dem nasalen «Männerstimmen-Rap» vereinte sich zudem die eindringliche Vokalkraft der marokkanischen Sängerinnen von «B'Net Marrakech». Den halluzinogenen Power der 14 CD-Tracks betonen schwebende Flöten-, Geigen- und Oud-Klänge ebenso wie verzerrte Gitarren-Saitentöne. Last but not least: Im Mix von Moroccan & Algerian Roots, von Trip Hop, Dub, Electronica und Rockelementen haben es die Texte in sich – sie wenden sich gegen Gewalt und Terror, gegen Islam-Phobie sowie Neokolonialismus und plädieren voller Stolz auf die kulturellen Wurzeln für einen pazifistischen Islam.

Maghrebika: «*Neftakhir*» (Barraka El Farnatshi/RecRec)

Engagement & Harmonie

(er) Sein Wirken ist legendär: Anno 1979 formierte Johnny Clegg im von Apartheid geprägten Südafrika die Band «Juluka» mit schwarzen wie weissen Mitgliedern. Trotz Zensur und Verfehmung verschaffte sich der Musiker mit dieser Band und



der Nachfolge-Gruppe «Savuka» weltweit Gehör. Seine mit engagiertem Zulu-Pop eingespielten Alben verkauften sich millionenfach. Dann blieb es zehn Jahre still um Johnny Clegg. Jetzt ist der charismatische 54-jährige «weisse Zulu» wieder da – wie eh in Englisch, Französisch, Zulu und Afrikaans zu aktuellen brennenden Themen. Dabei öffnete sich Cleggs swingender Horizont in Anklängen zu Latin, Hip Hop und Rock, hörbar durch sporadische rotzige E-Gitarren-Riffs. Diese lassen die hymnenhaften südafrikanischen Melodien noch harmonischer ins Ohr gehen. Johnny Clegg: «*One Life*» (Marabi/Disques Office)

Musikalischer Brückenschlag

(er) Filigran-meditativer Sufi Soul von Tabla-Trommeln, Langhalslaute und eindringlichem Gesang gesellt sich zu prickelnd-frickelndem Rhythm'n'Sound von Saxophon, Gitarre, Bass und Perkussion: Die Brücke zwischen Orient und Okzident, zwischen Tradition und Moderne, Sakralem und Säkularem wird von ihnen virtuos überschritten. Das sind einerseits der renommierte Sänger Shafqat Ali Khan und seine Mitmusiker aus Pakistan. Ihre Musik ist tief im klassischen ekstatischen Sufi-Gesang verwurzelt. Andererseits ist es eine Formation, der vier bekannte musikalische Grenzgänger angehören: Der US-Saxophonist Chico Freeman, der deutsche Bassist Eberhard Weber sowie der Gitarrist Christy Doran und der Perkussionist Reto Weber aus der Schweiz. Den Brückenschlag zwischen den Klang & Rhythmus-Welten dieser Musiker ermöglichte die DEZA zur 40-jährigen Zusammenarbeit zwischen Pakistan und der Schweiz mit der Live-Einspie-



lung einer berührenden CD anlässlich der «Nacht der 1000 Fragen» in Biel.

Shafqat Ali Khan/Reto Weber:
«Crossing The Bridges» (vorläufig
nur über www.deza.ch /
Dokumentation erhältlich)

Perspektivenwechsel für Studierende

(bf) Die Stiftung Bildung und Entwicklung engagiert sich mit Unterstützung der DEZA seit drei Jahren in Partnerschaften zwischen Pädagogischen Hochschulen (PH) der Schweiz und Lehrerbildungs-Institutionen in Ländern des Südens und des Ostens. Diese Partnerschaften ermöglichen den Studierenden der PH einen Wissens- und Erfahrungsaustausch: Die Projekte fördern den Perspektivenwechsel und das Verständnis für weltweite Zusammenhänge. Die Partnerschaftsprojekte finden dabei nicht ausserhalb des Lehrprogramms statt, sondern sind integrativer Teil der Ausbildung und wichtiger Bestandteil der PH-Programme. Die Partnerschaften beinhalten unter anderem auch den Austausch von Studierenden und Auszubildenden. Sechs pädagogische Hochschulen und eine Fachhochschule in der deutsch- und italienischsprachigen Schweiz beteiligen sich gegenwärtig am Programm; eine Pädagogische Hochschule der Romandie ist dabei, beizutreten. Die Stiftung Bildung und Entwicklung koordiniert die Programme und begleitet die

Institutionen.

Für weitere Informationen:
www.globaleducation.ch

Nachdiplome

Das Nadel (Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer) der ETH Zürich bietet im Herbst folgende Weiterbildungskurse an: 1.10.-5.10. Monitoring in der Projekt- und Programmsteuerung in der Entwicklungszusammenarbeit 29.10.-2.11. OE II: Förderung institutioneller Zusammenarbeit in Projekten und Programmen der Entwicklungszusammenarbeit 12.11.-16.11. Planung von programmorientierten Vorhaben und von Programmen auf Landesebene 26.11.-30.11. Resultate und Prozesse von Projekten und Programmen evaluieren 3.12.-7.12. Politikgestaltung in der Entwicklungszusammenarbeit: Die Rolle der Zivilgesellschaft 10.12.-13.12. Mikro- und Makroperspektiven in der Armutsbekämpfung Anmeldeschluss: 1 Monat vor Beginn des betreffenden Kurses. *Auskunft und Anmeldeunterlagen: ETH Zürich, Nadel-Sekretariat, VOB B 12, 8092 Zürich, Tél. 044 632 42 40; www.nadel.ethz.ch; E-Mail: balmelli@nadel.ethz.ch*

Wem gehört das Wasser?

(bf) Ist Wasser eine handelbare Ware oder ist die freie Verfügbarkeit über sauberes Wasser ein Menschenrecht? Dieser Frage geht das Buch «Wem gehört das Wasser» von Christian Rentsch und weiteren Autorinnen und Autoren nach. In sechs Kapiteln erfolgt anhand von engagierten und fantastisch in Szene gesetzten Bildfolgen und ausführlichen Texten eine Annäherung an das Thema aus verschiedenen Richtungen. So wird das Wasser als phänomenales und einzigar-



tiges Element vorgestellt, die nicht immer einfache Beziehung von Wasser und Mensch durchleuchtet, auf die politische Bedeutung des Wassers in Krisenregionen, aber auch auf dessen spirituelle Komponente in verschiedenen Kulturen aufmerksam gemacht. Das Buch ist auf Deutsch und Englisch erhältlich und endet mit einem klaren Statement gegen die Privatisierung des Wassers und dafür, dass Wasser allen gehören und ein freier Zugang zu sauberem Wasser als Menschenrecht anerkannt werden muss. «Wem gehört das Wasser» von Christian Rentsch u.a., Lars Müller Verlag, Baden 2006

Die Frau des Afrikaforschers

(bf) Gerade mal vierzehn Jahre alt ist die deutschstämmige Waise Florence Szasz, als sie 1859 von dem Entdecker Sam Baker aus einem osmanischen Sklavenmarkt entführt wird. Schon bald darauf bricht das ungleiche Paar zu einer beschwerlichen und gefährvollen Reise nach Afrika auf, auf der Suche nach dem Ort, an dem der Nil entspringt. Die amerikanische Autorin und Anthropologin Pat Shipman hat mit ihrer Romanbiografie «Mit dem Herzen einer Löwin» die Frau des grossen Afrikaforschers Samuel Baker in den Mittelpunkt gestellt, die in der Forschung oft unterschlagen wird. Das Buch zeigt nicht nur das Verhältnis der Geschlechter in der viktorianischen Gesellschaft trefflich auf, sondern auch die Verhältnisse des im 19. Jahr-

hundert immer noch florierenden Sklavenhandels, obwohl dieser von den englischen Kolonialisatoren auf ihrem Einflussgebiet bereits 1807 verboten wurde.

«Mit dem Herzen einer Löwin» von Pat Shipman; Malik-Verlag, München 2005

Tsunami – von der Katastrophe zur Hoffnung

(bf) Seit dem 26. Dezember 2004 weiss die ganze Welt, was ein Tsunami ist. Damals löste ein Seebeben der Stärke 9 im Indischen Ozean eine gewaltige Flutwelle aus, die in den Küstenregionen Süd- und Südasiens riesige Verwüstungen verursachte und um die 300 000 Menschen in den Tod riss. Fast eine Million Menschen wurden obdachlos, bis zu fünf Millionen Menschen waren von jeglicher Grundversorgung abgeschnitten. Die internationale Gemeinschaft antwortete mit einer beispiellosen humanitären Hilfsaktion. Nun haben die Spendenorganisation Glückskette und der Verlag Weltbild einen reich bebilderten Erinnerungsband über die Katastrophe herausgegeben. Bekannte und weniger bekannte Persönlichkeiten schreiben über ihre Erlebnisse vor Ort oder deren Folgen – vom Botschafter über die Wiederaufbau-Projektleiterin bis hin zum Rettungsflugwacht piloten. Für Konzept



und Redaktion zeichnet der Glückskette-Kommunikationsleiter und Radiomann Roland Jeanneret verantwortlich, dessen journalistisches Handwerk denn auch die Qualität dieses Buchs prägt.

«Der Tsunami – Die Katastrophe – Die Hoffnung» von Glückskette und Weltbild; Verlag Weltbild 2006

Migration, Integration und Menschenrechte

(bf) Die Schweizer Halbjahreszeitschrift «Widerspruch» beweist in ihrer neusten Nummer einmal mehr, dass sie aktuelle Probleme wider jeglichen Missionarentums, Politslogans und Oberflächlichkeit mit Tiefgang, oft unkonventionell und inspirierend anzugehen weiss. Die aktuelle Nummer 51 unter dem Titel «Migration, Integration und Menschenrechte» beinhaltet Aufsätze von über 35 Autorinnen und Autoren, die den Bogen von ‚Integration als Empowerment‘ von Alicia Gamboa und Theodora Leite Stampfli über ‚Moderne Sklavenarbeit in der europäischen Landwirtschaft – Illegalität und Ausbeutung‘ von Sissel Brodal bis hin zu ‚Menschenhandel, Menschenrechte und Migration von Frauen‘ von



Ullstein-Thiefner / Still Pictures

Stella Jegher spannen. «Widerspruch 51: Migration, Integration und Menschenrechte», im Buchhandel oder bei Widerspruch, Postfach, Zürich; Tel/Fax 044 273 03 01; www.widerspruch.ch

Lisandro wehrt sich

(bf) Lisandro ist 14 Jahre alt, lebt in einem Armenviertel von Lima und muss, wie viele andere Kinder, arbeiten gehen. Dreimal die Woche hilft er in einer Bäckerei, trennt und verpackt Brötchen frisch vom Blech. Die restlichen Tage zieht er mit Freunden durch die Strassen, wäscht Autos, verkauft Süßigkeiten. So verdient er nicht nur sein Schulgeld selbst, sondern trägt seit dem Verschwinden des Vaters zum Unterhalt der ganzen Familie bei. Er ist ein guter Schüler, der später einmal studieren möchte, und beherrscht das Metier eines Funktionärs. Denn Lisandro ist aktives Mitglied der Jugendorganisation «Niños y adolescentes trabajadores» (Arbeitende Kinder und Jugendliche), die sich gegen Ausbeutung und für legale Kinderarbeit einsetzen. Dafür gehen Lisandro und seine Freunde auch auf die Strasse, denn durch ihre Arbeit gewinnen sie an Selbstbewusstsein und Anerkennung, sie können ihr Schulgeld aufbringen und so ihre Bildungschancen sichern. «Lisandro will arbeiten»; Dokfilm von Manuel Fenn, D/Peru 2005, DVD, 30 Minuten, geeignet ab 12 J.; Verleih und Verkauf: Bildung und



Entwicklung, Tel. 031 389 20 21, verkauf@globaleducation.ch; Information und Beratung: Filme für eine Welt, Tel. 031 398 20 88, www.filmmeinewelt.ch

Brasilianische Erzähllust

Entwicklung und kulturelles Bewusstsein sind eng miteinander verknüpft. Als die Menschen im brasilianischen Javé-Tal erfahren, dass der Bau eines Staudamms ihr Land unter Wasser setzen soll, wird ihnen klar, dass sie ihrer Ortschaft endlich Bedeutung geben müssen. So beschliessen sie, alle Geschichten und Legenden zu sammeln, an die sie sich erinnern können. Der ehemalige Postbote wird beauftragt, das spät gefundene Selbstbewusstsein schriftlich festzuhalten. Der Spielfilm «Narradores de Javé» von Eliane Caffé ist auf DVD erschienen und handelt auf vielschichtiger Weise von der Kunst und der Passion des Erzählens.



Er steht selber in der lateinamerikanischen Erzähltradition, um die er sich beinahe unmerklich dreht. Ohne sich zwischen mündlicher Überlieferung und schriftlicher Fixierung zu entscheiden, gewinnt der Film eine Dimension zurück, in der das Wunderbare des Lebens, die Macht des Traums und die Poesie einer kollektiven Geschichte in einzigartiger Weise miteinander verwoben sind.

Bestellungen und Information: Tel. 056 430 12 30 oder www.trigon-film.org

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Weitere Informationen: Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 35 80; Fax 031 324 90 47/48; E-Mail: info@eda.admin.ch

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Harry Sivec (verantwortlich)
Catherine Vuffray (vuc - Gesamtkoordination)
Joachim Ahrens (ahj) Thomas Jenatsch (tjm)

Jean-Philippe Jutzi (jui) Antonella Simonetti (sia)
Andreas Stauffer (sfx) Beat Felber (bf)

Redaktion

Beat Felber (bf - Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)
Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie Mermord SA, Lausanne

Druck Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: DEZA, Medien und Kommunikation, 3003 Bern
Tel. 031 322 44 12 Fax 031 324 13 48
E-Mail: info@deza.admin.ch
Internet: www.deza.admin.ch

860167653

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 56000

Umschlag

Hahn / laif, Westrich / laif, Kircheggner / laif, Banning / laif, Verhoeve / laif, Kuenzig / laif, Krause / laif, Gartung / laif, Dreyse / laif

ISSN 1661-1667

In der nächsten Nummer:

85 Prozent aller Jugendlichen dieser Welt leben in Entwicklungsländern. Ein Dossier über die gesellschaftliche, demographische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklungschance, wenn Jugendliche vermehrt in die Entwicklung miteinbezogen werden.



Fechner / laif



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

**Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA**